

ZUM WOHLBEFINDEN VON MITARBEITERN IN WOHNSTÄTTEN UND BESCHÄFTIGTEN IN WERKSTÄTTEN

Aus Masterarbeiten von Melanie Berlin,
Anny Warncke, Melanie Weisenburger

Zum Wohlbefinden von Mitarbeitern in Wohnstätten und Beschäftigten in Werkstätten



Stiftung Rehabilitationszentrum Berlin-Ost
Eigenverlag

Prof. Dr. Kurt Jacobs, Kommunaler Beauftragter für die Belange von Menschen mit Behinderung der Kreisstadt Hofheim am Taunus unter Mitarbeit von **Irene Alberti, Andrea Bröker, Michael Herbst**

Respektvolle Begegnungen

zum angemessenen Umgang
zwischen Menschen mit und ohne Behinderung

Ein Beitrag zu Artikel 8, Bewusstseinsbildung,
der UN-Behindertenrechtskonvention



Stiftung Rehabilitationszentrum Berlin-Ost

IMPRESSUM

Herausgeber:

Prof. em. Dr. habil. Klaus-Peter Becker
im Auftrag des Vorstandes
der Stiftung Rehabilitationszentrum Berlin-Ost
Verantwortlich im Sinne des Presserechts
sind die Autoren.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen
des Urheberrechts ist ohne Zustimmung
der Autoren unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung
in elektronischen Systemen.

Layout: Christina Kaminski

Anschrift:

Stiftung Rehabilitationszentrum Berlin-Ost,
Allee der Kosmonauten 23 B, 10315 Berlin

Internet: www.rbo-info.de

Druck:

DBM Druckhaus Berlin-Mitte GmbH,
Wilhelm-Kabus-Straße 21 - 35, 10829 Berlin
ISBN 978-3-9814923-3-0

Gender Mainstreaming

Der Vorstand der Stiftung Rehabilitationszentrum
Berlin-Ost ist darauf bedacht, im Sinne des „Gender
Mainstreaming“ Frauen und Männer sowie Mädchen
und Jungen gleichberechtigt anzusprechen.

Sollte in einem Text nur die weibliche oder männ-
liche Form zu finden sein, dürfen sich trotzdem beide
Geschlechter angesprochen fühlen.

Vorwort des Herausgebers

Die Stiftung Rehabilitationszentrum Berlin-Ost unterstützt Vorkehrungen, die der Wahrung der Rechte und Belange von Menschen mit Behinderungen dienen. Bestimmte gesundheitliche Beeinträchtigungen können dazu führen, dass davon Betroffene in ihrem Bestreben, selbstbestimmt und gleichberechtigt am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen, auf sozial determinierte Barrieren stoßen und dadurch behindert werden. Eine Behinderung ist demzufolge keine personale Eigenschaft, sondern nicht zuletzt ein Produkt gesellschaftlicher Verhältnisse.

Seit Jahrzehnten begehren Menschen mit Behinderungen, unterstützt von ihren Fürsprechern, gegen diese Diskriminierung auf. Nichtstaatliche Organisationen (NGOs), wie z. B. Rehabilitation International, haben bereits in den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts unter aktiver Mitwirkung von Vertretern der beiden damals existierenden deutschen Staaten eine „Deklaration zum Jahrzehnt der Rehabilitation“ der WHO initiiert. Das Folgeprogramm, die „Charta for the 80's“ (Charta für die 80er), stand bereits wortwörtlich im Zeichen von: „full participation and equality“ (volle Teilhabe und Gleichberechtigung). Daraus gingen das UN „World Programme of Action Concerning Disabled People“ (Welt-

Aktionsprogramm hinsichtlich von Menschen mit Behinderungen) sowie die „UN Decade of Disabled Persons, 1983 – 1992“ (UN Dekade der Personen mit Behinderungen, 1983 – 1992) hervor.

1987 veranstaltete das Wiener Büro der UN unter dominanter Mitwirkung von Disabled Persons International und dem International Council on Disabilities ein Expertentreffen in Stockholm, das einem Zwischenbericht von 82 Ländern über das Erreichte dienen sollte. Es kristallisierte sich die Erkenntnis heraus, dass alle bisherigen Willensbekundungen ohne juristische Bindungskraft das angestrebte Ziel verfehlen. Deshalb heißt es im § 11 des abschließenden Forderungskatalogs: „11. The General Assembly should convene a special conference on the human rights of disabled people, with the mandate to elucidate such rights and to draft an international convention on the elimination of all forms of discrimination against disabled persons, to be ratified by States by the end of the decade.“ (Die Generalversammlung sollte eine spezielle Konferenz zu den Menschenrechten der Menschen mit Behinderungen mit dem Auftrag einberufen, diese Rechte darzustellen und eine internationale Konvention zur Ausmerzung aller Formen von Diskrimination von Menschen mit Behinderungen auszuarbeiten, die von den Staaten zum Ende der Dekade ratifiziert wird.) Es dauerte jedoch noch 14 Jahre, bis die Vereinten Nationen die Behindertenrechtskonvention (BRK) verabschiedet haben.

Ich habe den knapp gefassten geschichtlichen Rückblick gegeben, um vor Augen zu führen, wie zählebig alte Vorstellungen

sind und wie schwierig es ist, Voreingenommenheiten gegenüber Menschen mit einer Behinderung zu überwinden. Selbst dann, wenn Gesetze gegen Diskriminierung und für Gleichstellung und damit Gebote zum Abbau von Barrieren erlassen worden sind, wie es in der Bundesrepublik Deutschland der Fall ist, stößt ihre Anwendung in der Praxis auf mannigfache Schwierigkeiten und Vorbehalte. Sicher sind viele Bedingungen zu berücksichtigen, um Teilhabe erfolgreich praktizieren zu können. Ein generelles Problem besteht jedoch darin, die Bürger von der prinzipiellen Richtigkeit dieses Weges zu überzeugen.

In Artikel 8, Bewusstseinsbildung, der BRK werden die Vertragsstaaten in (1) u. a. verpflichtet „a) in der gesamten Gesellschaft, einschließlich auf der Ebene der Familien, das Bewusstsein für Menschen mit Behinderungen zu schärfen und die Achtung ihrer Rechte und ihrer Würde zu fördern“.

Prof. Dr. Kurt Jacobs zählt zu den ersten, die sich dieser Aufgabe angenommen haben. Selbst von früher Kindheit an infolge einer Sehschädigung mit sozialen Barrieren konfrontiert, die er beispielhaft genommen hat, schreibt er kompetent über den respektvollen Umgang aller Bürger untereinander und miteinander.

Weiter heißt es in Artikel 8 der BRK: „(2) Zu den diesbezüglichen Maßnahmen gehören: ... c) die Aufforderung an alle Medienorgane, Menschen mit Behinderungen in einer dem Zweck dieses Übereinkommens dienenden Weise darzustellen“.

Eingedenk der Verpflichtung, die die Stiftung Rehabilitationszentrum Berlin-Ost laut ihrer Satzung übernommen hat, stand sie dem Anliegen von Prof. Dr. Jacobs aufgeschlossen gegenüber, sein Manuskript der Öffentlichkeit zugänglich zu machen und ihm zur Wirkung zu verhelfen. Sie hat die Veröffentlichung seines Manuskriptes aus Stiftungsmitteln übernommen.

Es bleibt nur noch zu hoffen und zu wünschen, dass die Schrift möglichst vielen Menschen zugänglich gemacht wird und dazu beiträgt, gegenseitige Vorbehalte von Menschen mit und ohne Behinderung abzubauen und einen respektvollen Umgang zu pflegen.

Klaus-Peter Becker

Vorwort der Autoren

Im 19. und 20. Jahrhundert entstanden immer mehr staatliche und kirchliche Großeinrichtungen, in denen Menschen mit Behinderung, oft gegen ihren eigenen Willen, einen großen Teil ihres Lebens verbringen mussten. Mit diesen Einrichtungen in Gestalt von großen Wohnheimen und Werkstätten für behinderte Menschen wollte man einerseits „die bestehende Gesellschaft vor den Behinderten schützen“ und gleichzeitig dem Menschen mit Behinderung eine angemessene Fürsorge zuteilwerden lassen. Die sich in diesen totalen Institutionen entwickelnde strukturelle Gewalt führte aber schließlich immer mehr zu Bevormundungs- oder gar Entmündigungsprozessen, mit denen den Menschen mit Behinderung das Recht auf ein selbstbestimmtes Leben abgesprochen wurde. Schließlich wurde ihnen sogar als „unnütze Esser“ und als „Ballastexistenzen“ das Lebensrecht abgesprochen, was in der 1921 von Binding und Hoche verfassten sozialdarwinistischen Schrift „Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens“ dokumentiert und begründet wurde.

Die Schatten dieser Entwicklung überdecken auch heute noch die Gegenwart unserer Gesellschaft, in der die immer noch bestehenden Großeinrichtungen für viele tausend Menschen mit Behinderung eine Parallelgesellschaft haben entstehen lassen. Als Folge

davon gibt es bis in die Gegenwart wenig Berührungspunkte zwischen Menschen mit und ohne Behinderung, so dass der sogenannte „Normalbürger“ wenig oder gar nichts weiß über die Lebensweisen sowie über die alltäglichen Beeinträchtigungen und die damit verbundenen Lebenserschwernisse von Menschen mit Behinderung.

Erst im Jahr 1981, dem „Internationalen Jahr der Behinderten“, trauten sich erstmalig Behinderten- und Selbsthilfeorganisationen, aber auch Einzelpersonen mit Behinderung, die menschenunwürdigen Lebensbedingungen sowie die entarteten Strukturen bevormundender Fürsorge in den Großeinrichtungen öffentlich anzuprangern. Dies war schließlich die Quelle für einen in den letzten 30 Jahren immer intensiver werdenden Kampf auf internationaler Ebene gegen die strukturelle Gewalt in den Großeinrichtungen sowie gegen die bevormundende Fürsorge und die menschenunwürdigen Lebensbedingungen, ein Kampf, der sich andererseits zielgerichtet auf die Verwirklichung eines selbstbestimmten Lebens und alle damit verbundenen Menschenrechte für Menschen mit Behinderung richtet.

Die erfolgreiche Krönung dieses immer noch nicht ausgestandenen Kampfes präsentiert sich in der von der UNO deklarierten UN-Behindertenrechtskonvention, die nach der Ratifizierung durch die Bundesrepublik Deutschland am 26. März 2009 auch in unserem Land für Bund, Länder, Landkreise und Kommunen menschenrechtlich verbindliches Recht darstellt. Inzwischen sind in den letzten vier Jahren auf der Grundlage der UN-Behindertenrechtskonvention Aktionspläne zu ihrer Umsetzung in Bund, den Ländern, den Landkrei-

sen und auch in einzelnen Kommunen entstanden. Das Hauptziel, Barrierefreiheit schrittweise in allen Lebensbereichen umzusetzen, erfährt zunehmende Sensibilität bei den politischen Entscheidungsträgern und in den Planungsprozessen zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention.

Zwar wird bis zur Erreichung einer inklusiven Gesellschaft noch ein langer Weg zurückgelegt werden müssen, jedoch bewirken schon heute die schrittweisen Maßnahmen zur barrierefreien Ausgestaltung des öffentlichen Raums sowie die Dezentralisierungstendenzen der Großeinrichtungen die allmähliche Öffnung der etablierten Parallelgesellschaft von Menschen mit Behinderung und das inklusionsorientierte Ankommen von Menschen mit Behinderung in der sogenannten „Gesellschaft der Normalität“. Dadurch wird es schon jetzt, aber auch in Zukunft immer häufiger zu direkten Begegnungen zwischen Menschen mit und ohne Behinderung in den verschiedensten Lebensfeldern kommen. Diese zwischenmenschlichen Begegnungen erweisen sich allerdings in vielen Fällen als störanfällig. Das jahrzehntelange Nebeneinanderleben in zwei Parallelgesellschaften hat gerade bei Menschen ohne Behinderung oftmals zu mentalen Barrieren in der Begegnung mit Menschen mit Behinderung in Gestalt von Verhaltensunsicherheit, Vorurteilen, Voreingenommenheiten sowie Unaufgeklärtheit über Phänomene von Beeinträchtigungen geführt.

Solche mentalen Barrieren zu überwinden und schließlich zu wertschätzenden Begegnungen zwischen Menschen mit und ohne Behinderung zu gelangen, hat sich dieser Band zum Ziel gesetzt.

Dabei soll allerdings eine Schwarz-Weiß-Sicht vermieden werden. Unsicherheiten und Vorurteile gibt es nicht nur auf der Seite nicht-behinderter Menschen. Auch Menschen mit Behinderung haben ihre Voreingenommenheiten oder z. B. Probleme durch die nicht erfolgte innere Verarbeitung ihrer Behinderung. Jedoch haben Menschen mit Behinderung bezüglich des angemessenen Umgangs mit nicht-behinderten Menschen einen gewissen Wissens- und Erfahrungsvorsprung im Vergleich zu Menschen ohne Behinderung. Sie werden nämlich schon als Kinder in der Regel von nichtbehinderten Eltern und Geschwistern, später von nichtbehinderten Lehrern und Ausbildern erzogen, gefördert und ausgebildet und haben dabei stets die alltägliche Chance, das gesellschaftlich erwartete Verhaltens- und Umgangspotenzial in allen Sozialisationsstufen zu erlernen und zu praktizieren. Auf dieser Grundlage haben sie dann auch als autonome Individuen die ethische Verpflichtung, ihr eigenes Verhalten in der sogenannten „Gesellschaft der Nichtbehinderten“ kritisch zu hinterfragen und eventuell zu verändern, denn **Behinderung ist kein Freifahrtschein**. Menschen ohne Behinderung haben hingegen oft erst nach Jahrzehnten ihres Lebens zum ersten Mal die Gelegenheit, überhaupt einem behinderten Menschen persönlich zu begegnen und mit ihm näher in Kontakt zu treten. Dabei ist es nur allzu verständlich, wenn bei solchen ersten Begegnungen schlummernde Vorurteile plötzlich aktiviert werden und man sich in der aktuellen Begegnungssituation als Mensch ohne Behinderung seiner eigenen Unerfahrenheit, Unaufgeklärtheit, ja, aber auch Voreingenommenheit gegenüber Menschen mit Behinderung hilflos ausgeliefert fühlt.

In dieser Situation oder aber auch nachträglich sollen die gegebenen Tipps, Ratschläge und Erfahrungen eine Bewusstseinsänderung/Bewusstseinsbildung in den Menschen ohne Behinderung bewirken und somit eine respektvolle und wertschätzende Begegnung zwischen Menschen mit und ohne Behinderung ermöglichen.

Es ist nicht die Absicht dieses Bandes, den moralischen Zeigefinger zu erheben. Freundliche und offenherzige Menschen, aber auch abweisende und rücksichtslose Menschen gibt es auf beiden Seiten. Auch sollen sich Menschen ohne Behinderung jetzt nicht verpflichtet fühlen, den Inhalt dieses Bandes sozusagen mehr oder weniger auswendig zu lernen. Es handelt sich vielmehr dabei um einen Orientierungsleitfaden und ein Nachschlagewerk, das man vor oder nach einer Begegnung mit einem behinderten Menschen zurate ziehen kann oder der auch systematisch in Ausbildungs- und Fortbildungslehrgängen eingesetzt werden kann. Schließlich soll er einen Beitrag leisten zur Gestaltung des Weges in eine inklusive Gesellschaft, die von Solidarität und einer vollständigen sozialen Partizipation in einem Zusammenleben menschlicher Vielfalt geprägt ist.

Kurt Jacobs im Namen der Autoren

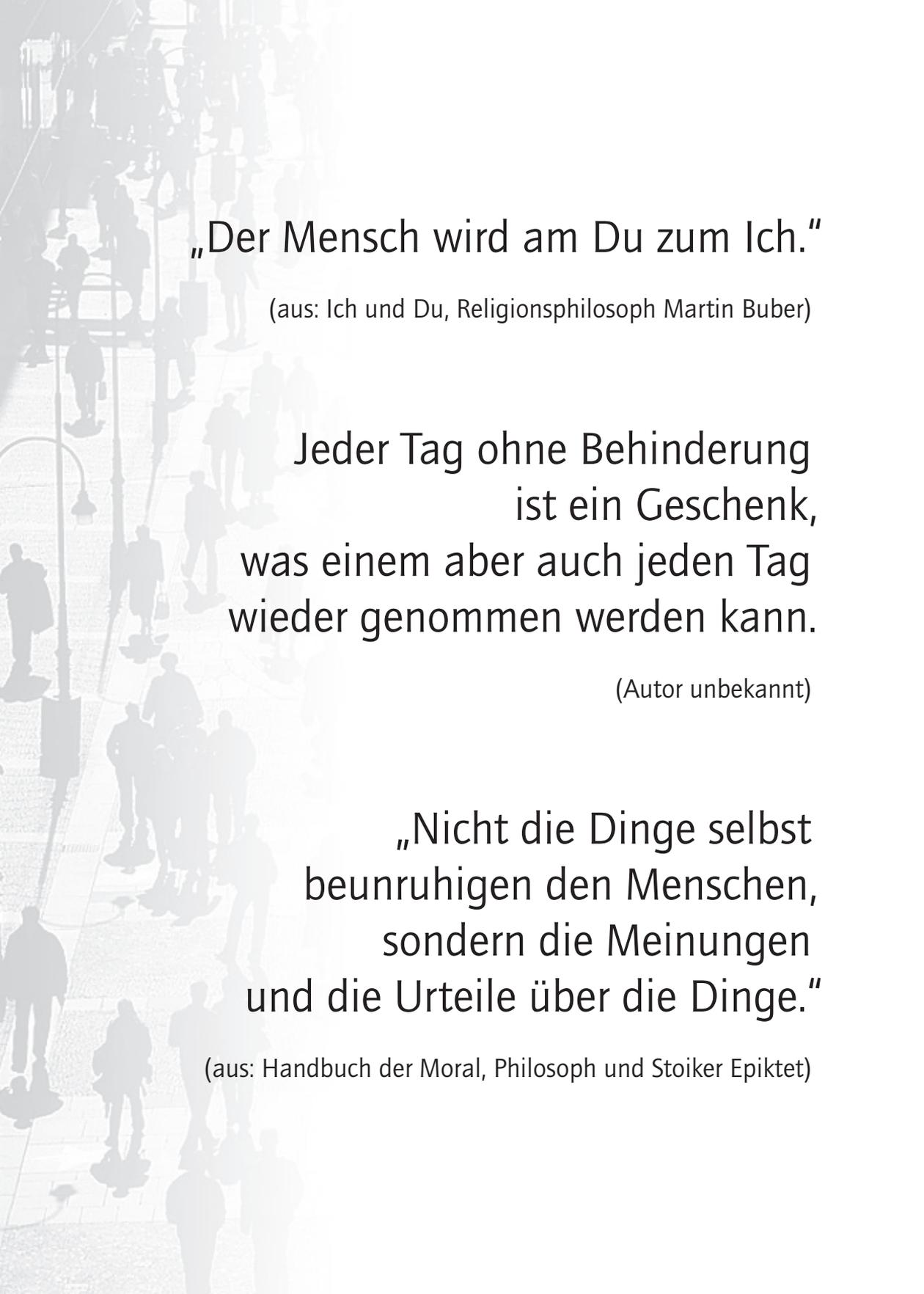
Inhalt

1	Die neue Sichtweise von „Behinderung“ gemäß der UN-Behindertenrechtskonvention als Baustein zur Bewusstseinsbildung	16
2	Erst einmal fragen – dann eventuell helfen!	19
2.1	Eine nicht erfundene Anekdote.....	19
3	Die menschliche Sprache als das umfassendste und differenzierteste Kommunikationsmedium, das den Menschen in seiner Einzigartigkeit auszeichnet	27
3.1	Grundsätzliches.....	27
3.2	Journalistische Tipps.....	29
3.2.1	Hilflose, Opfer und Sorgenkinder.....	29
3.2.2	Menschen, die ihre Behinderung heldenhaft überwinden.....	34
3.2.3	Blinde Kuh trifft Taube Nuss – Metaphern von Behinderung.	36
3.3	Das vergiftete Lob	38
3.4	Bedarf der Umgang mit behinderten Menschen einer besonderen Sprache?.....	41
3.5	Darf man über Menschen mit Behinderung Witze machen?.....	43
4	Begegnungen zwischen Menschen mit und ohne Behinderung	45
4.1	Begegnungen zwischen blinden Menschen und Menschen ohne Behinderung.....	45
4.1.1	Eindeutige Sprache als Orientierungshilfe und als Medium zur Wahrnehmung der Welt.....	45

4.1.2	In verschiedenen Lebensfeldern	49
4.1.3	Im öffentlichen Leben	57
4.2	Begegnungen zwischen sehbehinderten Menschen und Menschen ohne Behinderung.....	71
4.2.1	Sehbehinderung – ein schwer fassbares Phänomen.....	71
4.2.2	Allgemeine Empfehlungen zum angemessenen Umgang	75
4.2.3	Hinweise für sehbehinderte Patienten zur Vorbereitung des Arztbesuchs	79
4.2.4	Michael Herbst: Leben mit Retinopathia Pigmentosa	80
4.3	Begegnungen zwischen körperbehinderten Menschen und Menschen ohne Behinderung.....	88
4.3.1	Grundsätzliches.....	88
4.3.2	Irene Alberti: Kritische Überlegungen einer betroffenen Rollstuhlnutzerin zum (un-)angemessenen Umgang	91
4.4	Begegnungen zwischen schwerhörigen und gehörlosen Menschen und Menschen ohne Behinderung.....	98
4.4.1	Grundsätzliches.....	98
4.4.2	Zum angemessenen Umgang	100
4.5	Begegnungen zwischen kognitiv beeinträchtigten Menschen (Menschen mit Lernschwierigkeiten) und Menschen ohne Behinderung.....	103
4.5.1	Grundsätzliches.....	103
4.5.2	Angemessene Umgangsformen	105
4.6	Begegnungen zwischen sprachbehinderten Menschen und Menschen ohne Behinderung.....	111

14 Inhalt

4.6.1 Was ist Stottern?.....	111
4.6.2 Angemessene Umgangsformen.....	111
4.6.3 Was ist Aphasie?.....	114
4.6.4 Angemessener Umgang mit von Aphasie betroffenen Menschen.....	114
4.7 Begegnungen zwischen psychisch behinderten Menschen und Menschen ohne Behinderung.....	119
4.7.1 Grundsätzliches.....	119
4.7.2 Zum angemessenen Umgang mit psychisch kranken und behinderten Menschen.....	121
4.8 Begegnungen zwischen von Asperger-Autismus betroffenen Menschen und Menschen ohne Behinderung.....	122
4.8.1 Grundsätzliches.....	122
4.8.2 Zur Ätiologie.....	123
4.8.3 Haltungs- und Verhaltenscharakteristika.....	126
4.8.4 Angemessene Umgangsformen.....	131
4.8.5 Andrea Bröker: Meine Schulzeit als Asperger-Autistin.....	134
5 Ausblick auf eine inklusive Gesellschaft.....	150
Zu den Autoren.....	152



„Der Mensch wird am Du zum Ich.“

(aus: Ich und Du, Religionsphilosoph Martin Buber)

Jeder Tag ohne Behinderung
ist ein Geschenk,
was einem aber auch jeden Tag
wieder genommen werden kann.

(Autor unbekannt)

„Nicht die Dinge selbst
beunruhigen den Menschen,
sondern die Meinungen
und die Urteile über die Dinge.“

(aus: Handbuch der Moral, Philosoph und Stoiker Epiktet)

1 Die neue Sichtweise von „Behinderung“ gemäß der UN-Behindertenrechtskonvention als Baustein zur Bewusstseinsbildung

Vor nahezu 200 Jahren entstand das medizinisch-defizitäre Menschenbild vom sogenannten „Behinderten“. Dieses ist ausschließlich ausgerichtet auf vorhandene Funktionsbeeinträchtigungen (z. B. vermindertes Sehvermögen, Halbseitenlähmung) oder einen Funktionsausfall bestimmter Organe oder Sinne (z. B. Blindheit, Gehörlosigkeit). Dabei wird oftmals vorausgesetzt, dass das betroffene Individuum notwendig darunter „zu leiden hat“, ob dies so ist oder nicht. Der auch in der heutigen Medizin immer noch praktizierte hauptsächliche Blick auf vorhandene Funktionsstörungen oder Funktionsausfälle – körperlicher, sinnesmäßiger, psychischer oder mentaler Art – deklassiert jedoch den davon betroffenen Menschen zu einem Defizitwesen. Vorhandene Stärken, Fähigkeiten und Fertigkeiten fallen gar nicht mehr ins Gewicht.

Mit einer solchen Sichtweise nimmt sich jedoch die Gesellschaft die Chance, körperliche, psychische oder sinnesmäßige Beeinträchtigungen eines Menschen als einen normalen Bestandteil menschlichen Lebens und als eine Quelle für kulturelle und soziale Bereicherung zu erkennen. Die zukünftige Qualität unseres Zusammenlebens wird sich daran messen lassen müssen, inwieweit Menschen mit Beeinträchtigungen selbstverständlich in unserer Gesellschaft autonom leben, sich ihr zugehörig fühlen und ihren Beitrag zur Humanität und kulturellen Vielfalt leisten.

Im Grunde geht es hier doch wesentlich um die Anerkennung der Tatsache, dass jeder Mensch seine Fähigkeiten, Beschränkungen und Beeinträchtigungen hat, wobei er in Akzeptanz dieser Eigenschaften lernt, mit sich selbst übereinzustimmen und sich selbst anzunehmen. Menschen mit und ohne ausgeprägte Beeinträchtigungen unterscheiden sich somit nur graduell, nicht aber prinzipiell.

Auch gemäß der Position der Disability Studies (sinngemäße Übersetzung: Sozial- und kulturwissenschaftliche Erforschung der Gesellschaft unter dem Blickwinkel von Behinderung, die Behinderung vor allem als soziale, historische und kulturelle Konstruktion begreift) und der diesbezüglichen Formulierung in der UN-Behindertenrechtskonvention (Artikel 1, Abs. 2) wird Behinderung nicht länger als ein individuell zugeschriebenes Defizitsyndrom verstanden, sondern als ein Wechselwirkungsergebnis zwischen den als alltägliche Lebenserschwernisse empfundenen individuellen Beeinträchtigungen körperlicher, sinnesmäßiger, psychischer oder mentaler Art und den in der Umwelt vorhandenen Barrieren. So wird durch diesen Wechselwirkungsprozess schließlich die Beeinträchtigung zu einer Behinderung, d. h. also:

Behindert ist man nicht – behindert wird man!

Fürsorge und Bevormundung wurden und werden von behinderten Menschen nicht länger als Handlungsmaxime von Seiten der nichtbehinderten Gesellschaft geduldet und durch das Lebensziel „Selbstbestimmung und volle soziale Partizipation“ ersetzt. Damit

war die Idee der gesellschaftlichen Inklusion in allen Lebensbereichen und auch eine völlig neue Sichtweise des Phänomens Behinderung geboren.

Dabei ist für den Menschen mit Behinderung bei der Überwindung bestehender Barrieren in der Umwelt häufig eine Unterstützungs- bzw. Assistenzleistung erforderlich, die den Menschen mit Behinderung sozusagen automatisch in soziale Abhängigkeitsstrukturen geraten lässt. Aus diesem Blickwinkel stellt sich dann Behinderung auch dar als ein quantitatives und qualitatives Mehr an sozialer Abhängigkeit (Martin Hahn), was die individuelle Selbstständigkeit stets einschränkt.

Während bauliche Barrieren, so der politische Wille vorhanden ist, mit mehr oder weniger Aufwand relativ kurzfristig zu beseitigen sind, besteht das größte Problem in der nur langfristig denkbaren Beseitigung der Barrieren in den Köpfen, die in Gestalt von Vorurteilen, Voreingenommenheiten, Unaufgeklärtheit, Berührungsängsten sowie in Gestalt von Etikettierungs- und Diskriminierungsprozessen gegenüber Menschen mit Behinderung in unserer Gesellschaft weit verbreitet sind.

Blicken wir auf die letzten 30 Jahre zurück, so wird uns angesichts der bis heute erreichten recht bescheidenen Fortschritte der damals entstandenen Integrationsbewegung klar, wie schwierig und zeitlich aufwändig es ist, eine solch neue Form menschlichen Zusammenlebens auf den Weg zu bringen und auch mitzugestalten.

Nur eine Gesellschaft, deren Hauptmerkmale eine solidarische Kultur und die Wertschätzung eines jeden einzelnen Menschen in seinem individuellen „Sosein“ sind, wird in der Lage sein, ein gleichberechtigtes und selbstbestimmtes Leben für jeden Menschen in einer inklusiven Gesellschaft langfristig anzustreben. Inklusion als menschenrechtlich verankerter gesellschaftlicher Lebensentwurf ist sowohl Vision als auch ein erstrebenswertes Ziel.

Inklusion kann nur gelingen durch Phantasie, Offenheit, Kommunikation, bürgerliches Engagement und Kooperation von Menschen mit und ohne Behinderung. Wir brauchen sicherlich bei der Umsetzung unserer Visionen viel Motivationskraft und Engagement.

2 Erst einmal fragen – dann eventuell helfen!

2.1 Eine nicht erfundene Anekdote

Nachdem er sich telefonisch ein Taxi bestellt hatte, verließ ein blinder Mann den Frisörsalon. Mit seinem Langstock überquerte er die Einbahnstraße, damit er auf der gegenüberliegenden Seite an der Beifahrerseite des Taxis einsteigen könnte. Nach einigen Minuten Wartezeit spürte er an seinem rechten Arm, dessen Hand er wegen der winterlichen Kälte in die Manteltasche gesteckt hatte, einen plötzlichen Griff, mit dessen Kraft er über die Straße geschoben wurde. Als er sich von dem ersten Schreck erholt hatte, fragt er die Person: „Was machen Sie denn mit mir?“ Als die unbekannte Person dann antwortete: „Ich will Sie nur über die Straße bringen!“, wusste er endlich, dass es sich um einen Mann handelte, und befand sich

zwei Sekunden später wieder vor seinem Frisörsalon. Ohne ein weiteres Wort war der Fremde auch schon wieder verschwunden und der blinde Mann überquerte, verständnislos kopfschüttelnd, wieder die Straße, um an seinen Ausgangspunkt zu kommen und auf das Taxi zu warten. Plötzlich hielt ein Pkw direkt vor ihm und das Geräusch des laufenden Dieselmotors ließ ihn vermuten, dass es sich dabei um sein bestelltes Taxi handelte. Der Fahrer stieg aus, kam um den Wagen herumgelaufen, packte ihn am Arm und schob ihn, wie gerade erst erlebt, über die Straße. Überrascht fragte der blinde Mann: „Sind Sie mein Taxifahrer?“ „Nein“, war die Antwort, „ich wollte Sie nur über die Straße bringen!“ Und schon stand der blinde Mann wieder vor seinem Frisörsalon. In einem dritten Anlauf und wieder kopfschüttelnd überquerte er mit seinem Langstock wiederum die Straße und gelangte zurück an seinen Ausgangspunkt. „Das reicht jetzt!“, dachte der blinde Mann, nahm seinen viergeteilten Langstock in beide Hände, klappte ihn zusammen und steckte ihn in die linke Innentasche seines Mantels.

Dies war wohl die einzig richtige Entscheidung, denn jetzt wurde er von der Umwelt in Ruhe gelassen, um nunmehr endlich ohne ein weiteres Schlechtes Gutgemeintes in Ruhe auf sein Taxi warten zu können.

2.2 Empfohlene Praxistipps

Wenn Sie auf einen Menschen mit Behinderung treffen, so ist dies auch heute noch zumeist eine ungewohnte Situation. Es schießen Gedanken durch den Kopf wie: „Wie soll ich mich verhalten?“ – „Gibt es überhaupt eine richtige Verhaltensweise?“ – „Kann ich der Person helfen oder soll ich die Person besser nicht auf ihre Behinderung ansprechen?“ Es ist schwierig, auf diese Fragen eine pauschale und richtige Antwort zu geben. Schließlich können Menschen auf verschiedene Weise behindert sein. Die Behinderung kann außerdem unterschiedlich stark ausgeprägt oder auf den ersten Blick nicht erkennbar sein. Wenn Sie in eine Situation kommen, in der Sie glauben, helfen zu können, so scheuen Sie sich nicht, Ihre Hilfe anzubieten.

In der geschilderten Anekdote ist der blinde Mann kein unmündiges kleines Kind, das vor einer bedrohlichen Verkehrssituation geschützt werden muss. Als Erwachsener hat er Erfahrung im Umgang mit seiner Behinderung und ist durchaus in der Lage, seine jeweilige Situation und die damit eventuell verbundenen Gefahren in der Öffentlichkeit einzuschätzen. Er steht am Straßenrand und wartet auf sein bestelltes Taxi, während ein Passant sich sicher ist, dass er die Straße überqueren will – ein fataler Irrtum, der das Selbstbestimmungsrecht des blinden Mannes untergräbt und ihn zu einem kleinen unmündigen Kind degradiert. Welche Gefühle dabei entstehen, mag sich jeder einmal selbst vorstellen, der sich in diese Situation empathisch versetzt.

Als Grundregel gilt daher: **Erst einmal fragen – dann, so erwünscht, helfen!** Jede Hilfe sollte aber überlegt und erwünscht sein. Menschen mit Behinderung sind nicht hilflos. Sie haben gelernt, mit ihrer Behinderung zu leben und umzugehen. Sie erwarten, so akzeptiert zu werden, wie sie sind. **Fragen Sie also die Person, ob Sie Hilfe braucht und wie Sie ihr helfen können, denn das weiß der Betroffene selbst am besten.**

Menschen mit Behinderung sind Menschen wie Sie und ich und möchten auch so behandelt werden. Deshalb sollten Sie ihnen gegenüber natürlich und gelassen bleiben. Alle Umgangsformen und Höflichkeitsbezeugungen, die unter nichtbehinderten Menschen üblich sind, sind auch hier gültig. Ein auffälliges Anstarren eines Menschen mit Behinderung ist genauso falsch und kränkend wie ein betretenes Wegsehen. Sprechen Sie stets mit dem Menschen mit Behinderung selbst und nicht mit seinem Begleiter. Für diesen Fall fühlt sich jeder zum unmündigen kleinen Kind degradiert. Fragen Sie, ob Hilfe erwünscht ist und respektieren Sie auch eine ablehnende Antwort. Denken Sie immer daran, dass nicht nur bauliche Barrieren, sondern vor allem Gedankenlosigkeit und Intoleranz den Weg des Menschen mit Behinderung hemmen.

Nichtbehinderte Menschen haben zuweilen Hemmungen beim Ansprechen eines Menschen mit Behinderung. Deshalb sollten Sie als Mensch mit Behinderung auch den ersten Schritt wagen. Gegen eine freundliche Begrüßung oder eine Frage hat selten jemand etwas. Versuchen Sie, dem Helfer so genau wie möglich zu beschrei-

ben, in welcher Art und Weise er helfen kann, denn oft fehlt das nötige Hintergrundwissen. Möchten Sie eine angebotene Hilfe nicht in Anspruch nehmen, so machen Sie ihm dies in höflicher und wertschätzender Weise verständlich.¹

Das wertschätzende Element in einer Begegnung zwischen Menschen mit und ohne Behinderung kommt oft gar nicht erst zustande, wenn z. B. in einem Konfliktfall einer der Gesprächspartner unangemessen, d. h. z. B. aggressiv kommuniziert. Nehmen wir den Fall eines Rollstuhlfahrers, der beim Anfahren eines Behindertenparkplatzes bemerkt, dass dieser bereits zu Unrecht von einem PKW-Fahrer ohne Behinderung in Beschlag genommen wurde. Zwar ist der diesbezügliche Ärger des Rollstuhlfahrers verständlich, wenn er jedoch wutentbrannt dann nach dem Ausstieg mit seinem Rollstuhl zu dem anderen PKW-Fahrer, der gerade sein Auto abschließt, fährt, ihm seinen Schwerbehindertenausweis und seine Behindertenparkkarte unter die Nase hält und nur sagt: „Weg da!“, dann ist dies eine unangemessene Kommunikationsweise in Form eines Befehls wie gegenüber einem Hund, bei der von vorneherein keine wertschätzende Kommunikationsstruktur zustande kommen kann. Zudem hat er damit einem eventuell entstandenen Vorurteil Vorschub geleistet, dass „Behinderte aggressiv sind“. So hätte er z. B. die Situation auch humorvoll angehen können, in dem er zu dem PKW-Fahrer auf dem Behindertenparkplatz gesagt hätte: „Ich schla-

¹ Stellenweise entnommen aus „Ganz einfach fragen“, Zeitschrift der Aktion Mensch – MENSCHEN.das magazin, Ausgabe 4/2012

ge Ihnen einen Deal vor! Ich bekomme von Ihnen den Behindertenparkplatz und Sie dafür meine Behinderung!" Vermutlich wäre der Pkw-Fahrer danach erstaunt lachend mit einer Entschuldigung weggefahren und die Kommunikation hätte so ohne einen aggressiven Beigeschmack beendet werden können. Auch wenn man als Rollstuhlfahrer im Recht ist, bedeutet dies noch lange nicht, dass man sein Recht mit verbaler Aggression durchzusetzen versucht, was im Übrigen dann bei einem Menschen ohne Behinderung zu einer negativen Einstellung gegenüber Menschen mit Behinderung bei späteren Begegnungen ähnlicher Art führen kann.

Es scheint wichtig, darauf hinzuweisen, dass Beeinträchtigungen bzw. Behinderungen unterschiedlicher Art jeweils ein Element des individuell-persönlichen Intimbereichs eines Menschen darstellen. Jeder Mensch mit Beeinträchtigungen, ob Erwachsener oder Kind, hat gemäß seiner gelebten Selbstbestimmung das Recht und die Freiheit, selbst darüber zu entscheiden, ob er über seine Beeinträchtigung bzw. Behinderung auf gestellte Fragen Auskünfte gibt oder nicht.

Zuweilen sind Menschen mit Behinderung, wie eigene Erfahrungen zeigen, sogar von Seiten wildfremder Menschen in der Öffentlichkeit Fragen zu ihrer Behinderung ausgesetzt, die einer distanzlosen, voyeuristischen Neugier entspringen. Solche den jeweiligen Intimbereich berührenden Fragen können den angesprochenen Menschen mit Behinderung in eine unvorbereitete und wegen der erlebten Distanzlosigkeit schockierende Situation versetzen, sodass

sie entgegen ihrer Gefühlslage und des bestehenden Selbstbestimmungsrechts solche Fragen sozusagen brav beantworten. Damit ist zwar die Neugier des Fragenden befriedigt, aber auf Seiten des befragten Menschen mit Behinderung bleiben schließlich ein ungutes Gefühl innerer Spannung und ein schaler Nachgeschmack zurück, da er entgegen seiner inneren Einstellung der Befriedigung der voyeuristischen Neugier des Fragenden nachgekommen ist.

Hier bietet sich die Darstellung einer weiteren nicht erfundenen Anekdote an, wobei die kecke und spontan-mutige Antwort des Frageopfers einen gewissen erzieherischen Impuls in sich birgt, dessen Wirkung eventuell dazu führt, dass sich die in diesem Fall neugierig fragende Frau zukünftig überlegen wird, nochmals ein solches Frageverhalten an den Tag zu legen:

Ein blinder junger Mann stand mit seinem Langstock auf dem S-Bahnsteig und wartete auf seine Bahn. Plötzlich trat eine Frau an ihn heran, umfasste angekündigt mit der Hand den Ellbogen seines rechten Arms und fragte ihn: „Sind Sie ganz blind? Können Sie überhaupt nichts mehr sehen? Haben Sie das schon von Geburt an?“ Ohne langes Zögern antwortete der blinde junge Mann mit der Gegenfrage: „Wie läuft es bei Ihnen beim Sex? Haben Sie Spaß dabei oder ist das für Sie eine Knochenmühle?“ Die Frau: „Warum fragen Sie mich das? Das geht Sie doch gar nichts an!“ Der blinde Mann: „Ja, meine Blindheit geht Sie auch nichts an! Im Übrigen sollten Sie sich merken, dass Blindheit kein Gegenstand für eine Quiz-Veranstaltung ist!“ Die Frau beendete die Kommunikation,

drehte sich abrupt um und verschwand. Übrigens „sehr pikiert und mit hochrotem Kopf“, wie zwei danebenstehende Jugendliche, die die Unterhaltung offensichtlich mitverfolgt hatten, dem blinden Mann zu seiner zugegebenermaßen großen Genugtuung erklärten.

Dieses Beispiel zeigt, dass das Prinzip der „wertschätzenden Begegnung“ nicht in jedem Falle zu realisieren ist. Einem solchen Impuls voyeuristischer Neugier ist wohl nur mit einem gleichwertigen groben Klotz zu begegnen, der immerhin die Chance in sich birgt, dass solche nicht mit Empathie gesegneten Menschen die Einsicht gewinnen können, solche Aktionen nächstens zu unterlassen, womit auch weitere Opfer davon verschont bleiben.

Solche unschönen Begegnungen finden auch auf der nonverbalen Kommunikationsebene statt. So wurde eine stark sehbehinderte junge Frau in der S-Bahn offensichtlich auch wegen ihrer auffallenden überstarken Brillengläser über längere Zeit provozierend angestarrt. Schließlich reagierte sie und streckte ebenso provozierend die Zunge heraus. Der Mann schaute daraufhin weg und ertete ein hämisches Lachen einiger umstehender Fahrgäste – ein kleiner Triumph, den die sehbehinderte Frau mit nach Hause nehmen konnte. Leider haben aber manche Menschen mit Behinderung, das sei hier gesagt, nicht die innere Stärke und das stabile Selbstbewusstsein, um solchen diskriminierenden Provokationen entsprechend entgegenzutreten zu können. Für solche Fälle ist ein Selbstbehauptungstraining vonnöten, dass von Selbsthilfeorganisationen angeboten wird.

3 Die menschliche Sprache als das umfassendste und differenzierteste Kommunikationsmedium, das den Menschen in seiner Einzigartigkeit auszeichnet

3.1 Grundsätzliches

Zwar können sich verschiedene Tierarten mit unterschiedlichen Kommunikationssignalen in Gestalt von Tönen oder bestimmten Körperbewegungen z. B. im Fall drohender Gefahr verständigen, jedoch verfügt nur der Mensch als einziges Lebewesen über Sprache, deren Gebrauch ihn erst zu einem echten Sozialwesen werden lässt, d. h. dass er erst durch den Gebrauch der Sprache am Du zum Ich (Martin Buber) werden kann. Über die Jahrtausende hat sich im Rahmen des Evolutionsprozesses die menschliche Sprache immer feiner und strukturierter herausgebildet, sodass es uns heute mit Hilfe unserer Sprache möglich ist, eigene Gedanken, Gefühlszustände, wie Ängste oder Freude, Beschreibungen von Landschaften oder Gegenständen, Verbote, Werturteile, aber auch Vorurteile etc. anderen Menschen in Wort oder Schrift mitzuteilen. So wie der Mensch ist auch die Sprache ein lebendiges Element, das sich in seiner Sprachgestalt ständig ändert und z. B. auch bestimmte Worte im Verlaufe der historischen Entwicklung der Gesellschaft ihre Bedeutung und ihren Inhalt ändern. Auffällig ist dabei, dass im Rahmen der Sprachentwicklung auch bestimmte Formulierungen oder sprachliche Metaphern als alltäglich übliche Redewendungen gebraucht werden, die ein bestimmtes Menschenbild von einzelnen gesellschaftlichen Menschengruppen widerspiegeln, wobei die Benutzer solcher

Redewendungen sich oft gar nicht dieser begrifflichen Tragweite bewusst sind. Herabwürdigende und diskriminierende Begriffe oder Bezeichnungen, aber auch Vorurteilsäußerungen schlüpfen gern in sprachliche Metaphern, die zuweilen schon seit Generationen zum „sprachlichen Volksgut“ gehörten und bei deren Gebrauch sich kaum jemand etwas Böses denkt.

Letztlich ist es der modernen Sprachsoziologie zu verdanken, in der Gesellschaft mehr Sensibilität dafür zu entwickeln, welcher Sprachgebrauch z.B. einen diskriminierenden oder herabwürdigenden Hintergrund hat. Gerade die häufig im Zusammenhang mit dem Phänomen „Behinderung“ getroffenen sprachlichen Formulierungen stehen dafür repräsentativ.

Auf dem Hintergrund der UN-Behindertenrechtskonvention, die die Durchsetzung aller Menschenrechte auch für Menschen mit Behinderung zum Ziel hat, wozu auch die Vermeidung von Diskriminierungsprozessen und der Abbau von mentalen Barrieren zählen, hat sich kürzlich eine Journalistengruppe zusammengefunden, die sich selbst als „Sozialhelden“ bezeichnen und die sich zum Ziel gesetzt haben, solche diskriminierenden und vorurteilsbelasteten sprachlichen Formulierungen aufzudecken, in der Gesellschaft bewusst zu machen und durch alternative, d.h. wertschätzende und vorurteilsfreie Formulierungsvorschläge die eingefleischten sprachlichen Diskriminierungstendenzen langfristig auszulöschen. Ihre diesbezüglichen Überlegungen und Vorschläge sollen hier im Folgenden vorgestellt werden.

3.2 Journalistische Tipps

3.2.1 Hilflose, Opfer und Sorgenkinder²

Krankheit und Behinderung werden häufig mit dem Phänomen „Leiden“ in Verbindung gebracht oder sogar damit gleichgesetzt. Auch dies entspringt letztlich der seit Jahrhunderten gebräuchlichen Terminologie, mit der der kranke oder behinderte Mensch als „Leidender“ bezeichnet wird. So sagt der Arzt bei der Diagnosemitteilung dann auch häufig „Sie leiden an Multipler Sklerose.“ und nicht „Sie haben Multiple Sklerose.“ Mit dieser Formulierung wird also dem kranken oder behinderten Menschen bereits zu Beginn seiner Krankheit das zwangsläufig damit verbundene „Leiden“ ins Bewusstsein gepflanzt. Auf diesem Hintergrund ist es leichter nachzuvollziehen, dass sich das „Leiden“ oder „leiden an ...“ wie ein roter Faden durch die Berichterstattung über kranke und behinderte Menschen zieht.

Zwar können natürlich Beeinträchtigungen z. B. in Gestalt chronischer Schmerzen Leiden verursachen, jedoch ist dies in der Regel nicht das bestimmende Element im Leben mit Behinderung. So leidet z. B. der von Geburt an blinde Mensch in der Regel gar nicht an seiner Blindheit, da er gar nicht weiß, was es heißt, sehen zu können und er daher einen Sehverlust, wie z. B. ein späterblindeter Mensch, nicht zu verkraften hat.

² vgl. <http://leidmedien.de/journalistische-tipps/hilflose-opfer-und-sorgenkinder>

Durch die Reduzierung eines Menschen mit Behinderung auf die vermeintlichen Defizite und durch die Dramatisierung des „Tragischen“ erzeugen die Medien ein verzerrtes Bild vom Menschen mit Behinderung, das verunsichert, mit der aufkommenden Befürchtung „Das könnte mir ja auch passieren!“ das eigene Ich bedroht und schließlich Berührungängste auslöst. Dennoch sind diese Klischees in den Medien sehr beliebt.

Behinderung ist in den Augen vieler Menschen nur vorstellbar als Leiden, tragisches Schicksal, als große Katastrophe und zuweilen auch als nicht lebenswert. Sie wird gleichgesetzt mit Schmerzen, Abhängigkeit und Pflegebedürftigkeit. Viele behinderte Menschen sehen sich jedoch selbst nicht als leidend. Eine angeborene Behinderung, eine chronische Krankheit oder das Leben nach einem Unfall haben zwar oft alltägliche Lebenserschwernisse zur Folge, jedoch entwickelt die menschliche Psyche in den Betroffenen in vielen Fällen Potenziale, mit denen sie als „Manager ihrer eigenen Behinderung“, z.B. unterstützt von Assistenzkräften, die alltäglichen Lebenserschwernisse in den Griff bekommen, sich mit Hilfe von Selbsthilfe- und Behindertenorganisationen mit den Gegebenheiten arrangieren und das Leben in seiner Vielfalt als lebenswert empfinden und somit mit sich selbst ins Reine kommen. Eine Behinderung zu haben, kann also Werte und Ziele verändern und kann somit nicht nur Schicksal, sondern auch Gewinn bedeuten.

Wenn in den Medien in vielen Texten die „Katastrophe Behinderung“ einseitig hervorgehoben wird und die „Betroffenen“ zu „Op-

fern der Behinderung“ stigmatisiert werden, wird dem Leser oder Zuschauer damit suggeriert, dass Menschen mit Behinderung einer Macht hilflos ausgeliefert sind. Es stimmt zwar, dass man kaum beeinflussen kann, ob man körperlich, sinnesmäßig oder psychisch beeinträchtigt wird oder nicht. Richtig ist auch, dass Beeinträchtigungen Schmerzen und Abhängigkeiten bedeuten können. Doch das Leben mit Behinderung hat auch viele andere Seiten. Auf die Perspektive kommt es eben an! Die meisten Menschen mit Behinderung sehen sich nicht als Opfer, sondern als aktiv handelnde Menschen, für die die Behinderung ein selbstverständlicher Teil des Lebens ist. Nicht sie behindert, sondern die Einstellungen anderer und eine nicht barrierefreie Umwelt. Dies sollten die Medien zum Hauptthema machen.

Auch wenn die Vorstellung, Rollstuhlfahrer seien an ihren Rollstuhl „gefesselt“, völlig absurd ist, wird diese Metapher in Beiträgen von Zeitschriften sowie von Hörfunk- und Fernsehmedien immer wieder verwendet. Mit dieser Metapher lebt ein Bild von Passivität, Ohnmacht und Hilflosigkeit weiter. Daran ändert sich auch nichts durch die abgeschwächte Formulierung „an den Rollstuhl gebunden“. Dabei befinden sich Rollstuhlfahrerinnen und -fahrer nicht permanent im Rollstuhl.

Sie sitzen z.B. zum Beispiel auch einmal auf dem Sofa oder laufen ein wenig mit Gehstützen. Der Rollstuhl bedeutet für viele genau das Gegenteil von „Gefesselt-Sein“, denn er ermöglicht Bewegungsfreiheit und Teilhabe. Statt gefesselt zu sein, benutzen oder

brauchen Rollstuhlfahrende einen Rollstuhl, sitzen in ihm, sind auf ihn angewiesen oder sind einfach mit ihm unterwegs.

Zwar hat sich die „Aktion Sorgenkind“ im Jahr 2000 auf Druck behinderter Menschen in „Aktion Mensch“ umbenannt, dennoch tauchen „Sorgenkinder“ immer noch in den Medien auf als Unmündige, um die man sich kümmern und für die man vor allem „sorgen“ muss. „Sorgenkinder“ und „Schützlinge“ brauchen Sondereinrichtungen und Geldspenden.

Damit können sich viele behinderte Menschen nicht identifizieren, zumal diese Sichtweise den Zielsetzungen der UN-Behindertenrechtskonvention im Hinblick auf die Schaffung einer inklusiven Gesellschaft und damit einer vollständigen sozialen Partizipation von Menschen mit Behinderung entschieden widerspricht. Nehmen Sie Ihre Interviewpartner ernst. Auch wenn sie mehrfachbehindert sind oder Lernschwierigkeiten haben, sind sie Erwachsene, die Verantwortung für sich übernehmen und eigenständige Entscheidungen treffen wollen.

Menschen mit Behinderung über 18 sind volljährig. Auch wenn sie Lernschwierigkeiten haben oder kleinwüchsig sind. Erwachsensein bedeutet, Respekt erwarten zu können und ein Gespräch auf Augenhöhe. Dennoch streicheln ihnen manche Menschen über den Kopf oder sprechen nur mit ihren nichtbehinderten Begleitpersonen. Dass sie gesiezt und mit dem Nachnamen angesprochen werden ist nicht selbstverständlich, sollte es aber sein. Gleichberechtigung

und eine wertschätzende Begegnung erfordern Ernstnehmen und Achtung, was Menschen mit Behinderung auch auf der Grundlage der UN-Behindertenrechtskonvention verstärkt einfordern.

Das bereits zitierte, jahrhundertealte medizinisch-defizitäre Menschenbild vom Menschen mit Behinderung, das die meisten Mitglieder unserer Gesellschaft zumeist unbewusst als gesellschaftliches Erbe in sich tragen, hat zu der heute immer noch verbreiteten Ansicht geführt, dass behinderte Menschen vieles nicht können oder ihnen etwas fehlt, über das die Mehrzahl der Menschen in unserer Gesellschaft verfügt. Damit wird der Mensch mit Behinderung zu einem „Defizitwesen“ abgestempelt, was vielen beim Anblick eines schleppenden Gangs oder spastisch verkrampfter Hände stimmig zu sein scheint. Diese Betrachtungsweise zeigt sich auch insbesondere auf Unternehmerseite, von der der Mensch mit Behinderung als „ökonomisches Defizitwesen“ eingestuft wird. Dies hat letztlich dazu geführt, dass gegenwärtig in der Bundesrepublik Deutschland rund 37.000 Unternehmen überhaupt keine Menschen mit Behinderung einstellen und letztlich damit die Arbeitslosigkeit von behinderten Menschen mit 14,8 % mehr als doppelt so hoch ist wie bei der übrigen Arbeitnehmerschaft.

Das Bild des „schweren Lebens voller Entbehnungen“, wie es in den verschiedenen, spendengierigen Fernsehshows mit „erschütternden Fällen“ von chronisch kranken und schwerbehinderten Kindern und erwachsenen Menschen immer wieder gezeigt wird, soll vor allem spendenmotivierendes Mitleid wecken. Mitleid aber,

und dessen sind die meisten Menschen sich nicht bewusst, erzeugt in den Menschen mit Behinderung häufig einen Gefühlszustand „schleichender Euthanasie“. Was dabei völlig zu kurz kommt, sind die Fähigkeiten und Qualifikationen behinderter Menschen sowie ihre sozialen Kompetenzen in Bezug auf Zuverlässigkeit, Verbindlichkeit, Durchhaltevermögen, Leistungsbereitschaft und solidarisches Verhalten. Dies scheint jedoch vielen Schreibern keine Geschichte zu sein, denn dabei fehlen Drama und Sensation. Konzentrieren Sie sich daher in Berichten über behinderte Menschen nicht nur auf die Defizite, sondern insbesondere vielmehr auf die Kompetenzen und Charaktereigenschaften – sicherlich ist das viel mehr als Sie ursprünglich annehmen.

3.2.2 Menschen, die ihre Behinderung heldenhaft überwinden³

Geschichten über solche Menschen mit Behinderung sind bei den Medien beliebt, denn sie schaffen Sensation. Mit dem Alltagsleben behinderter Menschen haben sie jedoch recht wenig zu tun, denn die alltäglichen Aufgaben, die sich ihnen stellen, verrichten sie nicht trotz ihrer Behinderung, sondern mit ihr. Ein paar sprachliche Klischees rund um die „Trotzdem-Menschen“ werden hier im Folgenden vorgestellt und sollen damit bewusst gemacht werden.

„Tapfer und mutig meistern sie ihr Leben ...“

³ vgl. <http://leidmedien.de/journalistische-tipps/hilflose-opfer-und-sorgenkinder>

Zum „schweren Schicksal“ gehört fast automatisch das Überwinden, Bewältigen oder „Meistern“ der Behinderung. Gerne auch auf „tapfere“, „mutige“ oder „bewundernswerte“ Weise. Ein „normales Leben“ mit Behinderung ist für viele unvorstellbar und kommt es doch vor, gleicht es einem „Wunder“. So jemand „muss“ übermenschliche Kräfte haben, ein „Held“ sein oder ein „Heiliger“. Auf jeden Fall etwas Besonderes.

„Lebensfreude“ und „Lebensmut“

Für viele Menschen ist die Behinderung Teil ihres Lebens, den sie akzeptieren und als bloße Frage der Organisation verstehen, ganz ohne Tapferkeit. Viele Menschen mit Behinderung wundern sich über die bei ihnen festgestellte Lebensfreude und den Lebensmut sowie über die Bewunderung und das Lob für Alltägliches. Dass sie einkaufen, arbeiten, abends ins Kino oder in den Club gehen, ist für sie völlig normal, für andere aber kaum zu glauben. Heldenhaft müssen diejenigen wohl sein, die „trotzdem“ rausgehen, ihr Leben genießen, lachen und nicht traurig zuhause sitzen. Ihnen wird gerne „Lebensfreude“ oder „Lebensmut“ bescheinigt. Darauf können sie aber gut verzichten, denn behinderte Menschen wollen mit der Normalität ihres Lebens gesehen und nicht bewundert oder glorifiziert werden.

„Trotz der Behinderung“

Ein weiteres Klischee verbirgt sich in der Formulierung „trotz der Behinderung“. „Trotz seiner Behinderung hat er einen Job be-

kommen“ oder „trotz ihrer Krankheit lebt sie ein ganz normales Leben“ sind die Formulierungen, die man immer wieder in den Medien finden kann. Behinderung ist in den Augen vieler etwas, das immer im Weg steht, das vom Leben abhält, passiv und abhängig macht. Behinderung können sich viele nur als Negativfaktor im Leben vorstellen, nicht als etwas Positives im Sinne einer kulturellen Bereicherung im Zusammenleben der menschlichen Vielfalt. Dass behinderte Menschen Dinge nicht **trotz** oder **wegen**, sondern **mit** ihrer Behinderung tun, sollte sprachlich selbstverständlich werden.

3.2.3 Blinde Kuh trifft Taube Nuss – Metaphern von Behinderung⁴

Metaphern helfen uns, abstrakte Situationen, Gefühle, Gegenstände und vieles mehr auszudrücken. Doch mit der Zeit können aus Metaphern auch Floskeln werden, die unbedacht geäußert werden und eigentlich nur noch windschiefe und manchmal auch diskriminierende Bilder sind. In der Glosse von Rebecca Maskos trafen sich solche Wortbilder auf einen Kaffee:

Die Blinde Kuh und die Taube Nuss saßen in einem Café und tranken Milchkaffee. „Ist Dir schon mal aufgefallen, dass das Deutsche voller Sprachbilder steckt?“, fragte die Blinde Kuh. „Weißt Du, so Metaphern – so nennen das diese Literaturkritiker. Und bei den

⁴ Wörtlich entnommen aus <http://leidmedien.de/sprache-kultur-und-politik/blinde-kuh-trifft-taube-nuss-metaphern-der-behinderung/>

Sprachbildern dreht es sich ganz oft um den Körper. Um den Körper, der nicht richtig funktioniert.“

„Hä?“, fragte die Taube Nuss – sie hatte das akustisch nicht so ganz verstanden. „Na, das sieht doch ein Blinder mit 'nem Krückstock!“, meinte die Blinde Kuh und machte ungeduldig tak-tak-tak mit ihrem Blindenstock auf dem Boden. Und dachte bei sich: „Manchmal ist sie eine ganz schön lahme Ente, die Taube Nuss.“ „Nimm doch mal das Wort blind“, sagte die Blinde Kuh, „die ganz großen Gefühle sind angeblich blind – Liebe, Hass, Wut, dann gibt's das blinde Vertrauen ...“

Da klingelte das „Krüppel-Handy“ der Tauben Nuss. „Ja, ja, mhm, ist ok“, rief sie ins Handy. „Verdammt, meine bucklige Verwandtschaft kommt gleich vorbei!“, schimpfte sie laut. „Ich hab nicht alles genau verstanden, war irgendwie zu leise. Ich wollte auf laut stellen, aber ich hab die Schaltfläche so schnell nicht gefunden. Dabei haben die im Laden gesagt, das Handy ist idiotensicher!“ „Ach weißt Du, Lügen haben kurze Beine“, erwiderte die Blinde Kuh, „die im Laden erzählen einem immer so viel Quatsch, dass einem Hören und Sehen vergeht! Geh da doch nochmal hin und mach einen Zwergenaufstand.“

„Naja, jetzt muss ich erst mal schnell nach Hause und alles vorbereiten, die kommen schon in zwei Stunden angewackelt“, murmelte die Taube Nuss und blickte finster. „Warte mal, Blinde Kuh, kannst Du für mich kurz mal den Verkehrsfunk auf dem Handy-Radio abhö-

ren? Ich hab nämlich vorhin mitbekommen, dass heute irgendwo so eine Bombe entschärft werden soll. Ein Blindgänger!“ In ihrem blinden Gehorsam tat die Blinde Kuh wie ihr geheißen und fummelte eine Weile am Handy der Tauben Nuss herum – auch wenn sie das Display kaum erkennen konnte, sie sah ja so schlecht. Schließlich fand sie den Sender. „Der Blindgänger hat eine Leitung lahmgelegt. In einigen Haushalten ist die Stromversorgung unterbrochen. Im Bereich Invalidenstraße müssen Autofahrer mit Behinderungen rechnen.“

„Mist“, rief die Taube Nuss, „jetzt muss ich einen Umweg fahren! Und dann kommt nachher auch noch mein Onkel mit, auf den hab ich gar keine Lust. Der ist irgendwie seelisch verkrüppelt und ziemlich konservativ – auf dem rechten Auge total blind!“ „Ach weißt Du, sein Verstand geht halt am Stock“, versuchte die Blinde Kuh zu beschwichtigen. „Ok, ich gebe zu, der Vergleich hinkt. Im Grunde kann er Dir doch den Buckel 'runterrutschen. Ein bisschen tust Du mir aber schon leid.“ „Naja, lieber arm dran als Arm ab“, lachte die Taube Nuss. „Na dann zisch ab, meine Taube, oder ich mach Dir Beine“, grinste die Blinde Kuh. Die Taube Nuss nahm ihre Jacke vom Stummen Diener und verabschiedete sich.

3.3 Das vergiftete Lob

Immer dann, wenn in einem Gespräch der Satz fällt: „Ich bewundere Sie, dass Sie trotz Ihrer Behinderung ...“, sollte der angesprochene Mensch mit Behinderung hellhörig werden. Menschen mit

Behinderung wollen in der Regel gar nicht bewundert werden und fühlen sich auch nicht als Helden. Es reicht ihnen völlig, wenn sie als normale Mitmenschen akzeptiert und behandelt werden. Oft ist es aber gar nicht so leicht, die hinter dem Kompliment oder dem Lob versteckte Herabwürdigung zu entdecken, die in Wirklichkeit letztlich das Lob zu einem vergifteten Lob werden lässt. Erst durch gründliches Nachdenken, gekoppelt mit einem unguuten Gefühl, wird dem Botschaftsempfänger oft erst der Sachverhalt klar.

So steckt in dem Satz „Ich bewundere Sie, dass Sie sich als Blinder so gut orientieren können!“ die versteckte menschenbildbezogene Botschaft, dass blinde Menschen hilflose Wesen sind und sich aufgrund des Sehsinnausfalls auch nicht orientieren können. So birgt auch der Satz „Ich bewundere Sie, dass Sie als Blinder sogar Professor geworden sind!“ die versteckte herabwürdigende Botschaft in sich, dass blinde Menschen aufgrund ihrer Behinderung nur niedrigere Tätigkeiten wie z. B. in früheren Zeiten als Bürstenmacher oder Korbflechter ausführen können. Das gleiche Muster findet sich in dem Satz: „Ich bewundere Sie, dass Sie als Rollstuhlfahrerin sogar Geschäftsführerin in diesem großen Unternehmen geworden sind!“ Die herabwürdigende Botschaft, dass Rollstuhlfahrer hilflos, krank und pflegebedürftig sind, liegt auch in diesem Kompliment als vergiftetes Lob versteckt.

Ein weiteres vergiftetes Lob birgt auch die von mir so bezeichnete „Goldstück-Theorie“ in sich. Diese bezieht sich allerdings nicht unmittelbar auf den Menschen mit Behinderung, sondern vielmehr auf

den Ehe- oder Lebenspartner oder zuweilen auch auf die Assistenz. Bei Geburtstagsfeiern oder ähnlichen Veranstaltungen im Freundes- und Bekanntenkreis oder aber auch zuhause muss ich immer wieder erleben, dass Freunde oder Bekannte sich an mich mit den Worten wenden: „Weißt Du, Kurt, es ist wirklich rührend zu sehen, wie aufmerksam und einfühlsam Deine Frau Dich umsorgt. Sie ist ja für Dich ein richtiges Goldstück!“ Mit dieser vom Überbringer als Anerkennung verstandenen Äußerung werden mir zwei vergiftete, also das Selbstwertgefühl beeinträchtigende Botschaften zuteil, die dem Überbringer sicherlich zumeist gar nicht bewusst sind.

Zum einen ist es die Botschaft, dass ich als blinder Mensch darüber froh sein kann, überhaupt eine Frau gefunden zu haben, die mich geheiratet hat und ich mich zudem glücklich schätzen kann, dass ich mit ihr sogar ein Goldstück gewonnen habe. Zum anderen sollte ich froh und glücklich darüber sein, von meinem Goldstück so liebevoll umsorgt zu werden, denn was bliebe mir schon mit meiner vermeintlichen Hilflosigkeit als alleinlebender blinder Mann. Zu dem Gehalt dieser Botschaften passt es dann natürlich auch, dass meiner Frau noch niemand gesagt hat, dass sie mit mir als Ehemann auch ein Goldstück gewonnen hat. Hier zeigt sich deutlich, dass die wertgeschätzten Persönlichkeitswerte nicht gesehen und somit auch nicht genannt werden, da sie vom „tragischen Schicksal der Blindheit“ und der damit vermeintlich verbundenen Hilflosigkeit überdeckt werden.

Als Fazit bleibt hier nur die Empfehlung, auf solche unreflektierten und zum Teil doppelbödigen Botschaften zu verzichten, denn

sie schwächen letztlich das Selbstwertgefühl des behinderten Menschen und sind und bleiben das Schlechte Gutgemeinte.

3.4 Bedarf der Umgang mit behinderten Menschen einer besonderen Sprache?

Mir persönlich ist es schon häufig aufgefallen, dass nichtbehinderte Gesprächspartner in Anbetracht meiner Blindheit in der Verabschiedungsszene Schwierigkeiten haben, „Auf Wiedersehen!“ zu sagen, weil sie diese Redewendung mir gegenüber als unpassend empfinden. Sie ersetzen dann schnell und spontan den Verabschiedungsgruß durch „Auf Wiederhören!“ und meinen, mir gegenüber damit richtig zu liegen, da ich meinen Gesprächspartner ja nicht sehen kann. Diese Verabschiedungsfloskel ist aber, wie jeder weiß, im alltäglich-sprachlichen Umgang reserviert für die Beendigung von Telefongesprächen. Hierin zeigt sich eine Verhaltensunsicherheit nichtbehinderter Menschen wie auch darin, wenn ein nichtbehinderter Gesprächspartner z. B. zu einem Freund im Rollstuhl sagt: „Lass uns doch ein wenig zusammen an die frische Luft gehen!“

Da die Mehrheit der Menschen in unserer Gesellschaft nicht behindert ist, ist es nur allzu naheliegend, dass sich unsere Sprache so entwickelt hat, dass sie in ihrem alltäglichen Gebrauch keine speziellen Formulierungen für die spezielle Lebenssituation von Menschen mit Behinderung entwickelt hat und damit in der Regel nicht gebraucht. Da wir in einer Gesellschaft leben, in der die Menschen mehrheitlich sehen können und die Wahrnehmung über das Seh-

organ über 90 % aller menschlichen Wahrnehmungen überhaupt ausmacht, bezieht sich das Wort **sehen** nicht nur auf die Funktion unseres Sehorgans, sondern **sehen** wird sprachlich häufig in der viel weitergehenden Form im Sinne von **wahrnehmen** gebraucht. So wird auch in unserer heutigen Sprache der Begriff **gehen** nicht nur verwendet für das **zu Fuß gehen**, sondern bedeutet häufig auch so viel wie **fortbewegen**. So haben auch selbstverständlich Menschen mit Behinderung diese alltäglich üblichen sprachlichen Redewendungen internalisiert. So sagt ein blinder Mensch ganz selbstverständlich „Da muss ich erst einmal auf die Uhr schauen!“, auch wenn es sich bei seiner Armbanduhr entweder um eine sprechende Uhr oder um eine solche mit einem taktil erfassbaren Ziffernblatt handelt. Auch ein Rollstuhlnutzer wird sich eher der Redewendung „Ich gehe jetzt mal ein wenig vor die Tür!“ bedienen als zu sagen „Ich fahre jetzt mal ein wenig vor die Tür!“

Das hauptsächliche Bestreben der Menschen mit Behinderung besteht in dem alltäglichen Bemühen, sich möglichst als „ganz normaler Mensch“ in die Gesellschaft zu integrieren oder, um eine moderne Formulierung zu gebrauchen, im Rahmen der menschlichen Vielfalt von der Gesellschaft inkludiert zu werden. Im Rahmen dieses Bemühens spielt natürlich die Sprache eine ganz besondere Rolle, in dem man sie ebenfalls genauso in ihren Begrifflichkeiten verwendet wie alle anderen Menschen in unserer Gesellschaft auch.

Bleiben Sie daher gelassen und benutzen Sie ihre ganz normale Alltagssprache auch gegenüber Menschen mit Behinderung, denn

damit signalisieren Sie ihnen, dass sie keine Sonderlinge sind, sondern Menschen wie du und ich, was schließlich einen wertschätzenden Beitrag zur gesellschaftlichen Inklusion darstellt.

3.5 Darf man über Menschen mit Behinderung Witze machen?

Als Harald Schmidt in einer seiner Comedy-Shows Martin Fromme, dem von Geburt an der linke Unterarm fehlt, eingeladen hatte, begannen Harald Schmidt und sein Gast mit einer wilden Sucherei auf der Bühne. Dabei erklärte Martin Fromme dem Publikum, er suche seinen linken Unterarm, den er verloren habe. Das erwartete Gelächter des Publikums blieb aus, stattdessen eisige Stille. Diese eisige Stille löste sich durch Gelächter erst dann auf, nachdem Martin Fromme vor dem Publikum erklärte: „Wenn jetzt nicht gelacht wird, gibt’s was in die Fresse!“

Dieses Beispiel zeigt deutlich, dass viele Menschen ein ungutes Gefühl beschleicht, wenn über Menschen mit Behinderung Witze gemacht werden, denn ein Behinderter, so sagt man sich, muss durch seine Behinderung ein „schicksalhafteres Leiden“ ertragen und über solche oft so hilflosen Menschen macht man keine Witze! Auch wenn das tief im Unbewussten liegende medizinisch-defizitäre Menschenbild vom Menschen mit Behinderung hier das ethische Gewissen aktiviert, so zeigt sich aber bei dieser Reaktion gleichzeitig, dass man Menschen mit Behinderung nicht als gleichwertige Mitglieder in der menschlichen Vielfalt einer Gesellschaft wertschätzt und anerkennt, sondern dass sie stattdessen als „bedauernswerte leidende

Wesen“ in Anbetracht ihrer Behinderung zu schonen, also auch von Witzen zu verschonen sind. Hierin liegt wieder einmal eine „vergiftete Botschaft“, denn Menschen mit Behinderung wollen eben trotz ihrer Behinderung als gleichberechtigte Individuen die vollständige soziale Partizipation in der Gesellschaft der menschlichen Vielfalt erreichen und nicht durch „Sonderschönungsrechte“ von der Gesellschaft exkludiert werden. Über alle verschiedenen Gruppen der Gesellschaft, wie z. B. Blondinen, Ostfriesen oder Schotten, werden Witze gemacht – warum nicht dann auch über Menschen mit Behinderung als gleichwertige Mitglieder der Gesellschaft.

Die einzige Grenze für Witze – und dies gilt für alle gesellschaftlichen Gruppen, über die Witze gemacht werden – ist die Verletzung der Menschenwürde. Hier sollten Sie entsprechend sensibel sein, aber ansonsten dürfen Sie herzlich lachen wie bei allen anderen Witzen auch. Auch bei der folgenden Kostprobe dürfen Sie herzlich lachen:

In einer Pilgergruppe nach Lourdes befinden sich auch ein blinder und ein einarmiger Mann sowie ein Rollstuhlnutzer. Von dem Wasser der heiligen Quelle erhoffen sie sich Heilung. Zunächst schwimmt der blinde Mann durch das Wasser und kann plötzlich am anderen Ufer wieder sehen. Nachdem auch der einarmige Mann das Quellwasser durchschwommen hat, freut er sich, wieder zwei Arme zu haben. Nachdem der Rollstuhlnutzer durch das Wasser der heiligen Quelle geschoben wurde, war seine Freude zwar nicht so groß wie bei den beiden anderen, aber zumindest konnte er sich über eine neue Rollstuhlbereifung freuen (es darf gelacht werden!).

4 Begegnungen zwischen Menschen mit und ohne Behinderung

4.1 Begegnungen zwischen blinden Menschen und Menschen ohne Behinderung

4.1.1 Eindeutige Sprache als Orientierungshilfe und als Medium zur Wahrnehmung der Welt

Da, wie bereits weiter oben erwähnt, unser Sehvermögen über 90 % der Umweltreize aufnimmt und verarbeitet, ist auch unsere Sprache eine „Sprache der Sehenden“. So kann unter Sehenden eine Frage oft mit einem kurzen sprachlichen Hinweis und, kombiniert mit einer körperlichen Geste, beantwortet werden. Fragt z. B. das Kind seine Mutter: „Weißt Du, wo meine Tasche ist?“, so antwortet die Mutter: „Da vorne!“ und zeigt gleichzeitig auf das Sofa, auf dem die Tasche liegt. Diese Antwort würde einem blinden Kind nicht weiterhelfen, da es den ausgestreckten Zeigefinger der Mutter nicht sieht und daher auch nicht wissen kann, was „da vorne“ ist. Das gleiche trifft auf einen blinden Gast im Restaurant zu, wenn der Kellner zu ihm sagt: „Ich habe Ihnen das Bier dahin gestellt!“

Für einen blinden Menschen ist also eine sprachliche Information erst dann eindeutig und für ihn als Orientierungshilfe verwertbar, wenn der sehende Kommunikationspartner dabei auf Gestik verzichtet und den Informationsinhalt sprachlich so konkret fasst, dass die formulierte Aussage – in unserem Falle für das blinde Kind – auch tatsächlich eine Orientierungshilfe darstellt. Hätte die Mutter also gesagt: „Deine Tasche liegt auf dem Sofa!“, hätte das blind-

de Kind die Tasche vermutlich schnell gefunden, da es sich in der eigenen Wohnung in der Regel orientieren kann und weiß, wo sich das Sofa befindet. Im Falle des blinden Gastes im Restaurant hätte der Kellner, was er natürlich nicht wissen kann, von einem vor dem blinden Gast auf dem Tisch liegenden „imaginären Uhrzifferblatt“ ausgehen können. Er hätte mit der Bemerkung „Ich habe Ihnen das Bier auf 1:00 Uhr gestellt!“ erreicht, dass der blinde Gast sein Bier schnell und sicher gefunden hätte.

Dieses sich einstellen auf eine neue sprachliche Dimension, die auf körperliche Gestik und Mimik verzichtet und eine tatsächliche Orientierungshilfe für das blinde Familienmitglied darstellt, ist für viele sehende Menschen sehr schwierig. Obwohl man es weiß, fallen die sehenden Familienmitglieder immer wieder in das gewohnte Sprachschema mit Gestik und Mimik zurück und vergessen schlechthin im Alltagsstress, die sprachlich bedingten Orientierungsbarrieren für das blinde Familienmitglied ein für alle Mal abzubauen. Die hierfür notwendige Sensibilität ist in diesem Prozess zu vergleichen mit einer nach gewisser Zeit erlöschenden Kerze, die immer wieder angezündet werden muss. Insofern kann das blinde Familienmitglied sich nicht darauf verlassen, dass die entsprechenden Hinweise dazu führen, dass die sprachlichen Barrieren endgültig abgebaut werden, sondern muss sich selbst immer wieder mit darum bemühen.

Eindeutige, d. h. anschauliche Sprache, verbunden mit taktil erfassbaren Anschauungsmitteln, kann für den blinden Menschen, vor allem für das blinde Kind, einen guten Zugang zum Verstehen

von Welt bedeuten. So bekommt ein geburtsblindes Kind erst eine Vorstellung davon, wie ein Elefant gebaut ist, wenn ihm ein entsprechendes Stofftier in die Hand gegeben wird und man ihm die einzelnen Körperteile und -funktionen anschaulich beschreibt. Natürlich hat das blinde Kind dadurch noch immer keine Vorstellung von der ungeheuren Größe eines Elefanten, sodass die Beschreibung eines Elefanten als Stofftier erst einmal ein „theoretisches Bedeutungswissen“ bleibt. Erst die Gelegenheit im Zoo, einmal das Bein eines Elefanten zu umfassen oder, auf den Arm genommen, Teile seines massigen Körpers taktil wahrnehmen zu können, geben dem blinden Kind eine Ahnung davon, wie groß dieses Tier in der Natur in Wirklichkeit ist. Eine solche Gelegenheit hat natürlich nicht jedes blinde Kind, so dass dieses verbleibende Bedeutungswissen lediglich einen kleinen, partiellen Teil der Aneignung von Welt darstellt. Dieses bei blinden Menschen vorhandene Bedeutungswissen erklärt sich weiterhin auch dadurch, dass man in dem blinden Menschen, selbst bei Anwendung anschaulich-beschreibender Sprache, über manche Phänomene in unserer Welt keine realitätsbezogenen Vorstellungen entwickeln kann. Er muss somit im reinen Bedeutungswissen verharren, zumal wenn sich diese Phänomene einer taktilen Erfahrung nicht stellen. So kommt die Sprache selbst in ihrer höchsten differenziertesten Ausprägung an ihre Grenzen, wenn man versucht, einem geburtsblinden Menschen z. B. eine Vorstellung von „Schatten“ oder von einer „Wolke“ zu vermitteln. Das gleiche gilt natürlich auch für Farbvorstellungen. Der Zugang durch Sprache zum Verstehen von Welt ist also nur dort zu gewährleisten, wo die Sprache in Gestalt

anschaulicher Beschreibungen und gekoppelt mit taktilen Wahrnehmungen und Erfahrungen zur Entwicklung von Vorstellungen gelangen kann. Dies gilt insbesondere für blinde Kinder gemäß des Dreischritts „greifen – begreifen – begriffen“.

Sprache kann auch nur dann für den blinden Menschen realitätsnahe Vorstellungen von den Dingen und Lebewesen unserer Welt entwickeln, wenn sie auf subjektive Bewertungen im Rahmen von Beschreibungen verzichtet. Wenn also während eines Urlaubs eine Frau zu ihrem Mann sagt: „Da oben auf dem Berg sind ganz viele süße bunte Häuschen!“, so werden sich aufgrund dieser Aussage kaum Vorstellungen in ihrem blinden Mann entwickeln, die der Realität des Aussehens dieser Häuser auch nur annähernd entspricht. Lediglich das nach einer Wanderung auf den Berg mögliche teilweise taktile Erfassen dieser Häuser (z. B. Fachwerk oder Schnitzereien an der Haustür) könnte dem blinden Urlauber zumindest einige realitätsbezogene, wenn auch nur partielle Vorstellungen von den „süßen bunten Häuschen“ vermitteln.

Daraus bleibt nur schlusszufolgern, dass Blindheit durch Sprache, aber auch durch oft nur partiell mögliche taktile Wahrnehmung im Prozess des Verstehens von Welt nicht voll zu kompensieren ist. Es bleibt letztlich ein großer Restbereich von Phänomenen dieser Welt, die dem blinden Menschen verborgen bleiben und die er nur als „theoretisches Bedeutungswissen“ in sein allgemeines Bildungswissen integrieren kann. Dies ist umso mehr der Fall, je niedriger das sprachliche Bildungs- und Ausdrucksniveau der Menschen ist, mit denen

er als geburtsblinder Mensch zusammenlebt oder zusammenarbeitet. Eine stark ausgebildete und differenzierte Sprachkompetenz, die sich gegenüber dem geburtsblinden Menschen in einer verstärkt anschaulichen Beschreibungs-kompetenz niederschlägt, zeigt sich häufig bei Künstlern oder künstlerisch begabten Menschen. Diese, ausgehend von ihren eigenen Werken und ausgeweitet auf die gegenständlichen Phänomene unserer Welt, sind oft erstaunlich gut in der Lage, die Anatomie ihrer eigenen Werke (z.B. Statue eines Bildhauers) und andere gegenständlicher Phänomene unserer Welt im Einzelnen zu durchschauen und sprachlich-anschaulich zu vermitteln.

Das Problem des „Verstehens von Welt“ hat hingegen der spät erblindete Mensch nicht. Er wurde als sehendes Kind geboren und hat im Laufe seines Wachstums die Welt durch Sehenkönnen kennen und verstehen gelernt. Trotzdem ist er natürlich als spät erblindeter Mensch nach seinem Seh-sinnesverlust genauso wie geburtsblinde Menschen darauf angewiesen, Phänomene in der Umwelt möglichst anschaulich beschrieben zu bekommen, wobei ihm in der Regel aufgrund seiner ihm verbleibenden Seherinnerungen die dadurch gewonnenen Vorstellungen leichter zufallen als dem geburtsblinden Menschen.

4.1.2 In verschiedenen Lebensfeldern

Nicht nur versorgen lassen, sondern selbst tätig werden!

Die Meinung, dass Blindheit das schlimmste ist, was einem Menschen passieren kann, ist in unserer Gesellschaft immer noch

weit verbreitet. Da weiterhin die gelebte Blindheit auch noch mit Hilflosigkeit gleichgesetzt wird, veranlasst dies nichtbehinderte Menschen häufig dazu, das blinde Familienmitglied – sei es das geburtsblinde Kind, der blinde Vater oder die altersblinde Großmutter – in zumeist bevormundender Fürsorge zu umsorgen. Dies ist einmal wieder das Schlechte Gutgemeinte, womit letztlich die nach dem Eintritt des Erblindungsprozesses zuweilen entstehende Lethargie verstärkt wird und die mit der empfangenen Fürsorge signalisierte Hilflosigkeit von dem blinden Menschen internalisiert wird. Somit schrumpft schließlich sein ganzes Aktivitätspotenzial zusammen.

Dabei besteht mit der Absolvierung eines Trainings in lebenspraktischen Fertigkeiten (LPF-Training), das zumeist von der gesetzlichen Krankenkasse finanziert wird, eine gute Möglichkeit, diesem Lebensdilemma zu entkommen. Durch ein solches Training gelingt es dem blinden Familienmitglied schrittweise, sein „Leben unter dem Aspekt der Blindheit“ wieder selbst in die Hand zu nehmen und Zutrauen in die Zukunft einer aktiven Lebensgestaltung zu gewinnen. Orientierungs- und Mobilitätstraining sowie das Erlernen von lebenspraktischen Fertigkeiten wie Haushaltsführung, Wäschepflege und das Erledigen von Einkäufen etc. verleihen ihm zunehmend mehr Selbstständigkeit und Alltagskompetenzen, auf deren Grundlage ein selbstbestimmtes Leben möglich ist.

Auf dieser Grundlage ist es für das blinde Familienmitglied keine große Herausforderung mehr, sich künftig als vollwertig-aktives Mitglied in die Familie zu integrieren und eine Reihe von

Aufgaben in der Haushaltsführung eben auch zur Entlastung der übrigen Familienmitglieder zu übernehmen. Diese persönliche Entwicklung ist weiterhin dazu angetan, mit seinem soweit gefestigten Selbstwertgefühl und seinem gefestigten Willen zur Führung eines selbstbestimmten Lebens eine berufliche Rehabilitation und Neuorientierung bis hin zu einem angepassten beruflichen Einsatz zu durchlaufen und zu bestehen. Um diesen Prozess ohne weitere Störfaktoren zu bestehen und das Gefühl, als Familienmitglied bzw. als Mitarbeiter im Betrieb respektvoll geachtet zu werden, erfolgreich aktivieren zu können, bedarf es allerdings im angemessenen Umgang zwischen blinden und sehenden Menschen einiger „goldener Regeln“, die hier im Folgenden skizziert werden sollen.

Nicht behandeln, sondern selbst handeln lassen und eventuell Hilfe anbieten

Als konkretes Beispiel für ein unangemessenes Verhalten berichte ich hier von einem Erlebnis aus dem Frühjahr 2013:

Zu einer Fachtagung an einer Universität in einem der neuen Bundesländer war ich als Referent eingeladen. Einige Minuten vor Beginn der Tagung befand ich mich noch in einem Gespräch mit einem Hochschullehrer, der in die Organisation der Fachtagung eingebunden war. Mitten im Gespräch griff er mir ohne Vorankündigung an meinen Kehlkopf. Den in mir aufsteigenden Gedanken: „Oh, will er mich erwürgen?“ konnte ich sofort wieder verwerfen, als ich Sekunden später einen kleinen Ruck am Hals verspürte, der daher rührte, dass mein Gesprächspartner mir den Krawattenknoten, der

sich nicht genau in der Mitte befand, zurechtrückte. Dabei führte er ohne jede weitere Regung das Gespräch mit mir einfach weiter. Aufgrund der in wenigen Sekunden anstehenden Tagungseröffnung zeigte auch ich keinerlei äußerliche Regung auf den erfolgten Halsruck, jedoch fühlte ich mich in diesem Moment wie ein kleiner Junge, dessen Vater ihm wortlos zur Hilfe kommt, weil er einen Knopf an seiner Hose nicht schließen konnte. Ein solches Gefühl stellt sich immer leicht dann ein, wenn man in einer bestimmten Situation als blinder Mensch zum Opfer von „behandelt werden“ wird und damit die bestehende Möglichkeit zum selbst handeln durch Fremdeinwirkung außer Kraft gesetzt wird. Eine solche Verhaltensweise kann auch nicht dadurch legitimiert werden, dass nur wenige Sekunden bis zur Eröffnung der Fachtagung zur Verfügung standen.

Daher empfehle ich, auch in Situationen von Zeitdruck den blinden Menschen zunächst einmal über die Sachlage zu informieren und ihm dabei freizustellen, eine eventuell angebotene Hilfe selbstbestimmt anzunehmen oder abzulehnen. Lediglich bei einer gefährvollen Situation kann davon Abstand genommen werden, wofür auch jeder Verständnis haben wird.

Ordnung ist das halbe Leben – alles hat seinen Platz!

Feste Ordnungsstrukturen sind ein wichtiger Bestandteil bereits im Leben eines blinden Kindes. Solange die Mutter und die übrigen Familienmitglieder in ihrem Fürsorge-Elan dem blinden Kind jeden Gegenstand in die Hand geben, den es gerade haben will und die-

sen Gegenstand später für es auch wieder wegräumen, hat das blinde Kind genauso wie das erwachsene blinde Familienmitglied unter dem Aspekt der gelebten Blindheit keine Chance, eigene Ordnungsstrukturen zu entwickeln und im Alltag ein entsprechendes Ordnungsverhalten zu praktizieren.

Dadurch erstarrt das blinde Familienmitglied in einer kontinuierlich wachsenden sozialen Abhängigkeit von den sehenden Familienmitgliedern, was die schrittweise Entwicklung eines selbstständigen und selbstbestimmten Lebens verunmöglicht. Die mit der Unfähigkeit, im eigenen Lebensumfeld Ordnung zu schaffen und zu halten, verbundene verstärkte soziale Abhängigkeit wird damit zur Lebensfalle, die sich dann später auch auf den beruflichen Einsatz und Erfolg negativ und konflikträchtig auswirken kann. Selbst eine zur Verfügung stehende Assistenzkraft am Arbeitsplatz kann oder will solche Defizite in der lebensstauglichen Bewältigung des Alltags nicht kompensieren.

Bereits in der Kindheit also werden schon in der Familie bezüglich einer angemessenen Ordnungserziehung die entscheidenden Weichen für ein späteres selbstständiges und selbstbestimmtes Leben gestellt. Wächst ein blindes Kind in einer Familie auf, in der die einzelnen Familienmitglieder selbst keinen Wert auf Ordnungsstrukturen legen und somit dem alltäglichen Chaos ausgeliefert sind, so bleibt nur zu hoffen, dass zumindest die Schule ihre ordnungserziehende Funktion wahrnimmt und dem blinden Kind dadurch zumindest zu einem Zeitpunkt nach der Einschulung noch die Gelegenheit gegeben wird, sich

der ursprünglich gegebenen schicksalhaften sozialen Abhängigkeit durch spätere erfolgreiche Lernprozesse im Rahmen der schulischen Ordnungserziehung zumindest partiell entziehen zu können.

„Es gibt eine wichtige Regel, die man beachten muss, will man die Unabhängigkeit der blinden Mitmenschen unterstützen und respektieren: In der Wohnung, am Arbeitsplatz und in sonstigen Lebensbereichen hat jedes Ding seinen bestimmten Platz und muss dort jederzeit gefunden werden können. Legen Sie also immer alles dorthin zurück, von wo Sie es weggenommen haben. Fragen Sie die blinde Person oder lassen Sie sie selbst den Gegenstand an seinen Platz zurücklegen. Das ist von großer Wichtigkeit, vor allem für blinde Menschen, die allein wohnen, reisen oder berufstätig sind.“⁵

Vermeidung von Hindernissen im Alltag

Ob im häuslichen Umfeld, am Arbeitsplatz oder im Freizeitbereich, achten Sie in jedem Falle darauf, wenn ein blinder Mensch sich in ihrem Umfeld befindet, dass Haus- und Zimmertüren entweder ganz offen oder geschlossen sind. Halb offen stehende Türen erweisen sich sonst sehr schnell zu erfolgreichen „Nasenkillern“ für den blinden Menschen. Auch Schranktüren sollten deshalb immer ganz geschlossen sein, wobei im Idealfall z. B. ein Kleiderschrank über Schiebetüren verfügen sollte. Als Alternative dazu können Tü-

⁵ vgl. Nicht so – sondern so, Kleiner Ratgeber für den Umgang mit blinden Menschen nach Hermann van Dyck, Herausgeber: Deutscher Blinden- und Sehbehindertenverband e. V.

ren oder Fenster weit geöffnet sein, da in diesem Falle der blinde Mensch auch nicht mit einem Hindernis kollidieren kann.

Lassen Sie auch bitte keine Putzeimer, Besen etc. im Haushalt herumstehen, es sei denn, Sie haben zuvor den blinden Menschen genau darüber informiert, wo etwas für einige Zeit steht, bevor es wieder weggeräumt wird. Körperpflegemittel wie Zahnbürsten, Zahnpasta, Duschgel oder Rasierwasser sollten für das blinde Familienmitglied möglichst in einem für ihn reservierten Schrank- oder Regalfach eingestellt werden, damit es nicht zu Verwechslungen mit den Körperpflegemitteln anderer Familienmitglieder kommen kann.

Informationsbarrieren bei Schriftstücken

Immer wieder entstehen bei blinden Menschen Situationen, in denen sie sich wichtige Schriftstücke vorlesen lassen müssen, weil ihnen der Text nicht zugänglich ist. Die selbstständige Lektüre, vermittelt durch die Computer-Stimme eines elektronischen Lesegeräts mit Scanner – so verbreitet diese Hilfsmittel auch schon sind – können dieses Problem nur zum Teil lösen. Zudem sind diese Hilfsmittel zumeist an den heimischen Schreibtisch gebunden und können somit außerhalb der eigenen Wohnung nicht genutzt werden. Bei alleinlebenden blinden Menschen wirkt sich die soziale Abhängigkeit vom Vorlesenden besonders dann aus, wenn sie sich persönliche Briefe, amtliche Schriftstücke oder finanzielle Unterlagen von Menschen, die nicht aus ihrem direkten Vertrauensumfeld (z.B. angestellten Assistenzkräften) stammen, vorlesen lassen müssen.

„Beim Vorlesen solcher Schreiben sind Genauigkeit und absolute Verschwiegenheit unerlässlich. Lesen Sie deutlich und sprechen Sie das Tempo ggf. mit der blinden Person ab, da einige langsames, andere ein recht zügiges Vorlesen bevorzugen. Öffnen Sie aber nie einen Brief ohne ausdrückliche Erlaubnis des blinden Menschen. Schauen Sie zuerst, ob sich auf dem Umschlag ein Hinweis auf den Absender befindet, und lesen Sie ihn vor. Deuten erst der Betreff oder Angaben des Briefbogens darauf hin, dass es sich um eine finanzielle oder anderweitig sehr persönliche Angelegenheit handelt, sagen Sie dies, bevor Sie anfangen zu lesen.“⁶

Pünktlichkeit

„Pünktlichkeit hat eine große Bedeutung für blinde und sehbehinderte Menschen, besonders bei Verabredungen außerhalb der Wohnung. Minuten können endlos werden, wenn man nicht sieht und sich stark auf die Umgebung konzentrieren muss. Das verursacht unnötig Nervosität und Spannung.“⁷

Dabei muss natürlich vorausgesetzt werden, dass der blinde Mensch selbst auch pünktlich ist, um sich somit dadurch gegenüber seinem Verabredungspartner als zuverlässig zu erweisen.

⁶ vgl. Nicht so – sondern so, Kleiner Ratgeber für den Umgang mit blinden Menschen nach Hermann van Dyck, Herausgeber: Deutscher Blinden- und Sehbehindertenverband e.V.

⁷ ebenda

4.1.3 Im öffentlichen Leben

Wie führt man richtig?

Wenn Sie einer blinden oder hochgradig sehbehinderten Person Ihre Hilfe angeboten haben und diese Ihre Unterstützung auch möchte, so gibt es einige angemessene Verhaltensregeln, die beachtet werden sollten.

In der Regel wird sich die blinde Person nach Annahme Ihres Unterstützungsangebotes dafür entscheiden, an Ihrer rechten Seite zu gehen und sich an Ihrem rechten Arm unterzuhaken, damit sie als Rechtshänder – und dies sind die meisten Menschen – mit der rechten Hand den Langstock halten kann, der weitere Orientierung ermöglicht. Nehmen Sie bitte niemals einen blinden Menschen an seinem Arm, um ihn schiebend oder ziehend zu führen, denn damit wird ihm das Gefühl der Sicherheit genommen und er fühlt sich zudem ins Ungewisse geschoben. Es erübrigt sich beim Führen z. B. zu sagen: „Nun gehen wir nach links!“, denn die blinde Person spürt Ihre Körperbewegung unmittelbar und reagiert automatisch. Beim Gehen durch eine Tür oder eine enge Stelle auf dem Bordstein geht der Sehende grundsätzlich voraus. Er hält die blinde Person mit dem Arm, den er ihr gereicht hat, etwas nach hinten und mit dem zusätzlichen Kommando „Schlank machen!“ weiß die blinde Person dann endgültig, dass jetzt eine enge Stelle (z. B. Mülleimer oder parkende Autos sind im Weg) kommt. Beim Hinauf- oder Heruntersteigen eines Bordsteins reicht es, eine Schrittlänge zuvor zu

sagen: „Eins rauf!“ oder „Eins runter!“ Vor einer Treppe ist die Ankündigung: „Mehrere Stufen hinunter!“ oder „Mehrere Stufen aufwärts!“ eine wichtige Information für den blinden Menschen. Bei der letzten Treppenstufe sollte dann die Zusatzinformation: „Treppe Ende!“ gegeben werden. Bei längeren Treppen, die wie z. B. an Bahnhöfen durch einen Zwischenabsatz geteilt sind, ist die Information: „Treppe Ende – Absatz – nächste Treppe – Treppe Ende!“ für die Orientierung des blinden Menschen sehr hilfreich und daher unverzichtbar. In diesem Zusammenhang sei ausdrücklich darauf hingewiesen, dass, wenn der sehende Begleiter die Information unterlässt, ob eine Treppe aufwärts- oder abwärtsgeht, dies von der blinden Person falsch interpretiert werden kann, was eventuell einen gefährlichen Sturz zur Folge haben kann.

Wenn Sie häufiger dieselbe blinde Person führen, ist es sinnvoll, ein Körpersignal zu vereinbaren, um sich die Wortkommandos zu ersparen. So kann man sich z. B. darauf verständigen, dass, wenn es eine Bürgersteigkante hinauf geht, ein leichtes Arm- oder Handdrücken einmal erfolgt und bei einem Bordsteinabwärts der Arm- oder Handdruck zweimal erfolgt. Diese Vereinbarung lohnt sich nicht, wenn es sich lediglich um eine einmalige Unterstützungsleistung handelt.

Bei Treppen ist es für einige blinde Menschen angenehm, sich mit der freien Hand am Treppengeländer festhalten zu können. Daher fragen Sie bitte, ob dies gewünscht wird. Wenn dies gewünscht wird, sagen Sie dann kurz, dass das Geländer rechts bzw. links ist und führen Sie die Hand der blinden Person an das Geländer. Be-

steht die Möglichkeit der Wahl zwischen einer normalen Treppe und einer Rolltreppe, so überlassen Sie die Entscheidung, welche Treppe benutzt werden soll, immer dem blinden Menschen. In jedem Falle aber muss er stets informiert werden, wenn es sich um eine Rolltreppe handelt. Da der Beginn einer Rolltreppe insbesondere für einen blinden Menschen durch die rotierenden Stufen leicht mit dem Risiko einer Instabilisierung der körperlichen Situation verbunden sein kann, ist es zu empfehlen, einen Schritt vor Beginn der Rolltreppe kurz anzuhalten und der blinden Person mitzuteilen: „Jetzt Rolltreppe anfang!“

Hierbei sollte man es ruhig und konzentriert angehen, denn jede Art von Hektik, die unter bestehendem Zeitdruck leicht entstehen kann, muss auf jeden Fall vermieden werden, da hier sonst leicht eine Sturzgefahr entstehen kann. So sollte natürlich auch das Ende der Rolltreppe, wenn die letzte rotierende Stufe erreicht ist, unbedingt angekündigt werden.

Für den Fall, dass eine blinde Person auf dem Bürgersteig nur langsam vorwärtskommt, weil starker Personenverkehr herrscht, viele Hindernisse (z. B. Mülltonnen) auf ihrem Wege sind oder einfach, weil sie diese Gegend nicht gut kennt, so zögern Sie nicht, Ihre Unterstützung direkt anzubieten. Vielleicht haben Sie ja den gleichen Weg oder müssen in dieselbe Richtung. Fragen Sie die blinde Person einfach, ob sie Ihre Unterstützung haben möchte. Wenn ja, bieten Sie ihr an, sich bei Ihnen unterzuhaken und den Weg ein Stück gemeinsam zu gehen.

Blindenleitsysteme kennen und beachten

Im Rahmen der zunehmenden barrierefreien Gestaltung von öffentlichen Verkehrsräumen, Gebäuden und größeren Bahnhöfen werden immer mehr Blindenleitsysteme installiert. Dabei handelt es sich um Rillenplatten, die dem blinden Fußgänger durch die Rillen bei der Stockführung eine wichtige Orientierungshilfe geben und ihn in die Lage versetzen, selbstständig, d. h. ohne fremde Hilfe, von einem bestimmten Ausgangspunkt an den angestrebten Zielort zu gelangen. Darüber hinaus gibt es im öffentlichen Raum und Gebäuden an bestimmten Stellen, wie z. B. Straßenübergängen oder vor Fahrstühlen oder Behindertentoiletten, sogenannte Aufmerksamkeitsfelder. Diese bestehen aus Bodenplatten mit einem mit der Stockspitze leicht ertastbaren Noppenfeld, womit dem blinden Fußgänger signalisiert wird, sich an dieser Stelle besonders aufmerksam zu verhalten bzw. zu reagieren. Nichtbehinderte Fußgänger wissen häufig gar nichts über die tatsächliche Funktion dieser Fußbodenplatten. Entweder halten sie sie für Zierplatten oder z. B. im Falle der Rillenplatten für Regenwasserablauffrillen. Aus diesem Unwissen erklärt es sich dann auch, dass diese Blindenleitsysteme bzw. Aufmerksamkeitsfelder häufig zugeparkt oder mit Mülltonnen, die zur Entleerung bereitgestellt werden, zugestellt werden. Häufig steht auch eine kleine Fußgängergruppe bei einem Plauderstündchen auf diesen Leitsystemen.

Daher ist es für die selbstständige Mobilität und einwandfreie räumliche Orientierung von blinden Fußgängern von großer Wich-

tigkeit, dass alle Verkehrsteilnehmer die Funktion dieser Leitsysteme kennen, sie tolerieren und sie daher auch nicht irgendwie zuparken oder zustellen. Daher wird der von der Stadt Köln entwickelte und verbreitete Aufklärungsflyer über Blindenleitsysteme⁸ zur Nachahmung in den einzelnen Kommunen empfohlen.

Benutzung von Verkehrsmitteln

Häufig wird blinden Menschen Hilfe zuteil, wenn sie in eine Straßenbahn, in einen Bus oder einen Zug steigen wollen. Die gutgemeinte Hilfe wird aber oft so nachdrücklich oder durch zu viele zugleich angeboten, dass der blinde Fahrgast eher hineingezogen oder geschoben wird, statt wie jeder andere Fahrgast einzusteigen. So wird beim Aussteigen der blinde Fahrgast oft festgehalten. Selbst bei bester Absicht ist diese Form der Hilfsbereitschaft überflüssig. Ein alleinreisender blinder Mensch weiß, wie man Straßenbahn, Zug, Bus oder Auto benutzt. Es genügt, dass Sie ihn bis zur Tür begleiten und seine Hand an einen Griff oder eine Haltestange führen. Den Rest schafft er schon allein.

Achtung! Warnung für blinde Reisende: Geben Sie bei einer Aussteigehilfe möglichst nicht ihre Tasche oder ihr Gepäck aus der Hand – es könnte dabei auf Nimmerwiedersehen verschwinden!

⁸ siehe <http://www.stadt-koeln.de/mediaasset/content/pdf66/blindenleitsystem.pdf>

Es ist sehr wichtig, dass der blinde Fahrgast in öffentlichen Verkehrsmitteln in jedem Fall einen Sitzplatz bekommt. Im Falle einer Notbremsung kann er nämlich nicht rasch genug einen entsprechenden Halt finden. Bieten Sie also einem blinden Fahrgast einen Sitzplatz an, aber überlassen Sie es seiner Entscheidung, davon Gebrauch zu machen oder nicht. Zuweilen bemühen sich eine oder mehrere Personen darum, dem blinden Fahrgast zu helfen. Der blinde Fahrgast wird gedreht, geschoben, an einem oder an beiden Armen gehalten und schließlich auf einen Sitz gedrückt. Dies ist für den blinden Fahrgast in jedem Fall eine hochunangenehme Situation. Es ist vielmehr angemessen, eine Hand des blinden Fahrgastes auf die Rückenlehne des Sitzes mit den Worten zu legen: „Hier ist ein Sitzplatz für Sie!“ Dabei wird der blinde Fahrgast sofort erfassen, wo der Sitz ist und darauf Platz nehmen. Alternativ können Sie auch die Hand des blinden Fahrgastes auf die Armlehne des Sitzes legen und sagen: „Der Sitz ist rechts von Ihnen!“ Mit einer kurzen Tastbewegung wird er sich dann sehr schnell mit der angebotenen Sitzgelegenheit vertraut machen.

Wie beschreibt man richtig?

Wie bereits weiter vorne kurz beschrieben, ist unsere Sprache eine „Sprache der Sehenden“. Hinweise wie „da“ oder „dort“, zu meist verbunden mit einem Fingerzeig oder einem Kopfnicken, sind für einen blinden Menschen wertlose Informationen. Für einen blinden Menschen verwertbare Informationen ergeben sich z. B. in Äußerungen wie: „Direkt vor Ihnen steht ein Sessel!“ – „Ein kleiner

Tisch befindet sich einen Meter hinter Ihnen!“ Bei Tisch können Sie beispielsweise sagen: „Das Glas steht vor Ihrer linken Hand!“ und „Ein Aschenbecher steht neben Ihrer rechten Hand!“ Wenn Sie einer blinden Person z. B. ein Glas Wasser in die Hand geben, so teilen Sie ihr aber auch mit, wo sie es hinstellen kann wie z. B.: „Links neben Ihrem Sessel steht ein kleiner Tisch!“

Für jeden blinden Menschen ist es recht unangenehm, wenn man ein Essen serviert bekommt und nicht weiß, in welcher Anordnung sich die einzelnen Speisen wie Fleisch, Kartoffeln und Gemüse auf dem Teller befinden. Ein umständliches, aber auch ein etwas auffälliges Abtasten der Speisen mit Messer und Gabel wird dann erforderlich, um sich überhaupt etwas orientieren zu können. Zudem ist es für die meisten dann recht unangenehm, wenn man sich etwas zum Mund führt, von dem man eigentlich gar nicht weiß, worum es sich handelt.

Ganz konkret, mit etwas trickreicher Intelligenz, kann man einer blinden Person die Lage der einzelnen Speisen auf dem Teller beschreiben, indem man sich den Teller als ein Uhrzifferblatt vorstellt und der blinden Person z. B. die Information gibt: „Pommes frites von 11:00 bis 03:00 Uhr, das Schnitzel von 04:00 bis 07:00 Uhr und das Gemüse von 08:00 bis 11:00 Uhr.“ Mit dieser Beschreibung ist jedem blinden Menschen gut geholfen, sich auf dem Teller gut orientieren und die jeweilige Speise gezielt auswählen zu können. Immer wieder habe ich die Erfahrung gemacht, dass das Bedienungspersonal in einer Gaststätte, dem ich diese Beschreibungsmöglichkeit

erklärt habe, dies in der Regel als ein „erhellendes Aha-Erlebnis“ empfindet. Die Beschreibungsmöglichkeit übt offensichtlich auf das Bedienungspersonal eine solche Faszination aus, dass es sich bei meinem nächsten Besuch sofort daran erinnert und auch in dieser Weise praktiziert. Natürlich sollte diese Methode auch im familiären Umfeld zum festen Beschreibungsritual werden, um dem blinden Familienmitglied bei jeder Mahlzeit eine unbeschwerte und ästhetische Esskultur zu ermöglichen.

Bitte keine Rätselspiele mit der Blindheit!

Auf der Straße, im Zug oder aber auch bei großen Veranstaltungen kommt es vor, dass jemand einem blinden Menschen auf die Schulter klopft und sagt: „Raten Sie einmal, wer ich bin!“ oder „Wir haben uns lange nicht mehr gesehen, kennst Du meine Stimme noch?“ Im Allgemeinen haben blinde Menschen ein gutes Stimmengedächtnis, aber von ihnen zu erwarten, dass sie eine Stimme sogar nach langer Zeit noch wiedererkennen, die sie nicht oft gehört haben und dies zu einem Zeitpunkt, an dem sie sich auf andere Wahrnehmungen konzentrieren müssen, ist zu viel verlangt.

In einer solchen Situation entsteht in dem angesprochenen blinden Menschen sehr leicht ein inneres Spannungsgefühl, weil er sich einerseits verpflichtet fühlt, den bisher nicht erkannten Bekannten an der Stimme erkennen zu müssen und andererseits auch deshalb, weil er sich hier in erster Linie als „blinde Testperson“ fühlt und nicht als ein Bekannter, über dessen Wiedersehen man sich freut.

Hier gilt einmal mehr der Grundsatz: „Blindheit ist kein Gegenstand für eine Quizveranstaltung!“ Die angemessene Alternative bestünde schlicht und einfach darin zu sagen: „Guten Tag, Herr Müller! Ich bin Thomas Meier!“ Dabei können Sie noch eine zusätzliche Erklärung hinzufügen wie: „Sie erinnern sich bestimmt. Wir haben uns neulich in der Pizzeria kennengelernt!“

Immer wieder wird vergessen, dass die üblichen Gesten wie etwa mit Kopfnicken oder Winken zu grüßen, von blinden Menschen nicht wahrgenommen werden können. Aber auch ein blinder Mensch freut sich, wenn er in alles einbezogen wird und am normalen Leben teilnehmen kann. Das Nicken mit dem Kopf oder das Winken mit der Hand kann man schnell durch einige nette Worte ersetzen wie z. B.: „Guten Tag, Frau Schmitt! Ich bin Jens Krüger, Ihr Postbote!“

Bitte direkt ansprechen

Immer wieder können blinde Menschen in Begleitung folgende Sätze hören: „Möchte Ihr Mann etwas trinken?“ oder „Junger Mann, kann die Dame selbst unterschreiben?“ oder „Meine Dame, möchte der Herr Platz nehmen?“ Man spricht also mit der Begleitperson, anstatt sich direkt an die blinde Person zu wenden. So geschah es, dass eine Ehefrau als Begleiterin ihres blinden Mannes eines Tages daraufhin entgegnete: „Fragen Sie meinen Mann ruhig selbst! Hören und sprechen kann er und er ist auch nicht gefährlich!“

Sehende Menschen sind so stark an den Kontakt mit den Augen gewöhnt, dass sie sich unsicher fühlen, wenn dieser fehlt und

sich stattdessen mit Vorliebe an die sehende Begleitperson wenden. Wenn das auch verständlich sein mag, ist es aber in keinem Falle angebracht. Ein solches Verhalten gegenüber einer blinden Person kommt einer Bevormundung gleich. Kein Wunder, wenn die blinde Person sich dann nahezu als Kind fühlt.

Allgemeines im gesellschaftlichen Umgang

Wenn Sie z. B. im Rahmen einer Veranstaltung einem blinden Teilnehmer etwas zu trinken anbieten wollen, so sprechen Sie ihn mit seinem Namen an. Wenn Sie seinen Namen nicht wissen, berühren Sie ihn leicht am Arm, damit er weiß, dass Sie sich an ihn wenden. Dies ist besonders wichtig, wenn er sich in Gesellschaft befindet. Vergessen Sie nicht, die verschiedenen Auswahlmöglichkeiten aufzuzählen: „Herr Schmitt, möchten Sie Tee, Kaffee oder ein Glas Wasser?“ Dann stellen Sie sein Getränk so neben ihn, dass es leicht erreichbar ist, oder geben Sie es ihm in die Hand. Halten Sie aber kein Tablett mit Gläsern vor ihn, da er es nicht sehen kann und das Risiko besteht, dass er beim Suchen oder Abheben des Glases ein anderes umstößt.

In Gaststätten wird dem blinden Menschen oft aus dem Mantel geholfen, sein Hut und sein Gepäck werden ihm mit den Worten abgenommen: „Kommen Sie! Ich helfe Ihnen!“, und schon sind Mantel und Gepäck verschwunden. Das Wiederfinden ist dann eine schwierige Sache, da der blinde Besitzer oft nicht weiß, welche Farbe der Gegenstand hat. Es ist deshalb in jedem Fall besser, wenn blinde Personen ihre Sachen selbst ablegen. Wenn Sie blinden Men-

schen dabei helfen, so sagen Sie z. B.: „Ihr Mantel hängt am ersten Haken neben der Tür!“ oder in der Bahn: „Ihr Gepäck ist im Netz über Ihnen!“

Bei Straßenlärm, in einem mit Teppichen oder Teppichboden belegten Raum, bei lauter Musik, in einem lauten Lokal oder in einer größeren Gruppe sich unterhaltender Menschen ist es für blinde Menschen nahezu unmöglich zu wissen, ob ihr Gesprächspartner noch da ist. Es kann also vorkommen, dass eine blinde Person mit einem leeren Stuhl spricht. Es ist kein angenehmes Gefühl, wenn die blinde Person dies nach einiger Zeit bemerkt. Geben Sie daher einem blinden Menschen immer zu verstehen, wenn Sie den Raum verlassen oder weggehen. Machen Sie sich auch bemerkbar, wenn Sie wieder zurückgekommen sind. Wenn Sie dies unterlassen, kann es vorkommen, dass Ihr blinder Gesprächspartner still in der Annahme da sitzt, Sie seien noch nicht zurück. Diese Regel gilt sowohl für den öffentlichen Raum wie auch für die Familiensituation in der eigenen Wohnung. Was macht es denn auch schon aus, sich in den eigenen Räumen kurz abzumelden mit dem Satz: „Ich gehe einmal kurz in den Keller!“ und nach der Rückkehr zu signalisieren: „So, ich bin wieder da!“

Vergegenwärtigen Sie sich auch immer, dass eine blinde Person eine **gesprochene Antwort** erwartet. Ein noch so nettes Lächeln oder ein Kopfnicken nützen ihr nichts.⁹

⁹ vgl. Nicht so – sondern so, Kleiner Ratgeber für den Umgang mit blinden Menschen nach Hermann van Dyck, Herausgeber: Deutscher Blinden- und Sehbehindertenverband e.V.

Gesprächsführung

In der letzten Zeit ist immer häufiger ein Verfall der Gesprächs- und Diskussionskultur festzustellen. Sobald ein Thema kontrovers diskutiert wird, fallen in den TV-Talkshows die Gesprächspartner verbal geradezu übereinander her, sodass der Zuschauer schließlich überhaupt nichts mehr verstehen kann. Aber auch in Familien, in denen sich die einzelnen Mitglieder nicht gerade respektvoll begegnen, ist in Zweier- oder Gruppengesprächen immer wieder zu beobachten, dass die Gesprächspartner einander unterbrechen. Gleichgültig, in welcher Gesprächssituation dieser Art sich nun ein blinder Gesprächsteilnehmer befindet, ist er mit einer solchen Situation des ständigen Unterbrechens völlig überfordert, zumal er auch keinerlei nonverbalen Signale in Gestalt von Gestik und Mimik auf der Seite der anderen Gesprächspartner wahrnehmen kann.

In diesem Zusammenhang soll aber auch nicht verschwiegen werden, dass auch blinde Gesprächsteilnehmer zuweilen den oder die Gesprächspartner unterbrechen, weil sie aufgrund der fehlenden Wahrnehmung von Gestik und Mimik oft nicht erkennen können, wann der Gesprächspartner mit seinen Ausführungen bzw. seiner Argumentation fertig ist. Um hier keine weitere Verärgerung und Spannung innerhalb eines Gesprächs oder einer Diskussion aufkommen zu lassen, sollte in diesem Falle der blinde Gesprächspartner, wenn aus der Gruppe der sehenden Gesprächspartner ein solcher Impuls nicht kommt, die Initiative ergreifen und eine Vereinbarung im Rahmen der Gesprächsführung vorschlagen, mit der die lästigen

Unterbrechungen beendet werden können. Dabei bietet es sich an, dass jeder Gesprächspartner nach seinem Gesprächs- bzw. Diskussionsbeitrag kurz mit den Fingerknöcheln akustisch gut wahrnehmbar auf den Tisch klopft, sodass auch der blinde Gesprächsteilnehmer durch dieses Signal weiß, wann ein Beitrag zu Ende ist, auf den er gegebenenfalls dann antworten kann. Weiterhin kann diese Vereinbarung auch den positiven Effekt haben, dass sich jeder Gesprächsteilnehmer mit entsprechender Aufmerksamkeit diszipliniert und somit nicht alle verbal übereinander herfallen.

Schwierige Situationen im öffentlichen sozialen Umfeld

Versetzen Sie sich in die Situation eines Kongressteilnehmers. Nachdem der letzte Vortrag des Vormittags geendet hat, strömen die Teilnehmer aus dem Saal, um in einem anderen Raum den Mittagimbiss einzunehmen. Im Foyer vor dem Vortragssaal laufen viele einzelne Teilnehmer in eine bestimmte Richtung, aber es stehen auch noch hier und da einige kleinere Gesprächsgruppen, die sich noch über die Vorträge austauschen. Mittendrin steht ganz allein ein blinder Teilnehmer, der an seinem weißen Langstock sofort als blinder Mensch zu erkennen ist. Beachten Sie ihn oder wenden Sie sich nach einem kurzen Blick ab? Gehen Ihnen vielleicht Gedanken durch den Kopf wie: „Warum steht er da so alleine?“ oder „Wartet er auf jemanden?“ oder „Hofft er, dass ihn jemand anspricht und ihm hilft?“ Jedenfalls ist offensichtlich, dass er nicht über eine Assistenz verfügt. Ebenfalls offensichtlich ist, dass die meisten Teilnehmer an ihm vorbeigehen und ihn nicht weiter beachten.

Wenden wir uns nun der Situation des blinden Kongressteilnehmers zu: Er selbst weiß weder, wo sich der Raum befindet, in dem der Mittagsimbiss eingenommen wird noch wie er an diesen Imbiss kommen soll. Ist dort eine Schlange, an der man sich anstellen muss und wo fängt diese an? Fragen über Fragen, die in dem blinden Kongressteilnehmer allmählich ein Gefühl vereinsamer Nichtbeachtung aufkommen lassen.

Diese ungeklärte Situation kann schließlich in zwei unterschiedlichen Weisen geklärt werden. Verfügt der blinde Kongressteilnehmer über genügend Selbstwertstabilität und Selbstbehauptungskompetenz, so kann er jemanden ansprechen und ihn um Unterstützung bitten. Einzelne Kongressteilnehmer anzusprechen, die gerade an ihm vorbeilaufen, ist schwierig, denn bevor er dazu ansetzt, sind sie in der Regel schon mit schnellem Schritt verschwunden. So bleibt ihm eigentlich nur die Wahl, auf eine Gesprächsgruppe in der Nähe zuzugehen, die er akustisch ausmachen kann. Er weiß nun aber nicht, wen er anspricht und müsste dazu auch das gerade laufende Gespräch unterbrechen – eine Situation, die niemandem so recht angenehm sein kann.

Die zweite Möglichkeit bestünde darin, dass Sie auf den blinden Kongressteilnehmer zugehen, sich kurz vorstellen und ihn fragen, ob Sie ihm weiterhelfen können. Mit großer Erleichterung und mit Dankbarkeit würde der blinde Kongressteilnehmer sicherlich Ihr Angebot annehmen und Sie könnten ihn mitnehmen und zu der Essensausgabe begleiten – eine sehr empfehlenswerte mensch-

liche Initiative, die dazu angetan ist, die allmählich in dem blinden Kongressteilnehmer aufgekommenen unangenehmen Spannungsgefühle schnell verfliegen zu lassen und ein inklusives Klima der Solidarität zu schaffen. Diese menschenfreundliche Geste ist heutzutage immer noch keine Selbstverständlichkeit, jedoch kann die von Ihnen ergriffene Initiative ein kleines Mosaiksteinchen bedeuten im Bemühen, Schritt für Schritt an einer inklusiven Gesellschaft zu bauen.

4.2 Begegnungen zwischen sehbehinderten Menschen und Menschen ohne Behinderung

4.2.1 Sehbehinderung – ein schwer fassbares Phänomen

Während fast jeder Mensch unter dem Begriff „Blindheit“ den vollständigen Verlust des Sehvermögens versteht, auch wenn man mit einem Restsehvermögen von 2 % (Hell-Dunkel-Wahrnehmung) schon als blind gilt, so können sich die meisten Menschen unter dem Phänomen „Sehbehinderung“ in der Regel nichts Konkretes vorstellen. Wenn man schlecht sieht, so die landläufige Meinung, dann geht man zum Augenarzt, lässt sich eine Brille verschreiben und mit der Brille kann man dann wieder ganz normal sehen. Diese landläufige Meinung führt dann natürlich dazu, dass im alltäglichen Umgang miteinander die Sehbehinderung eines Menschen zunächst gar nicht wahrgenommen wird. Wird dann aber in einer bestimmten Situation die Sehbehinderung einer Person doch offensichtlich, wie z. B. das Lesen eines ausgehängten Busfahrplans mit

einem Leseabstand von 10 Zentimetern oder noch weniger, so sind Ratschläge der Umstehenden wie: „Sie sollten sich einmal eine Brille kaufen!“ eine für den sehbehinderten Menschen schon gewohnte Alltagserfahrung. Wenn man das Handwerkszeug der Schlagfertigkeit besitzt, so kann man solchen nervenden Bemerkungen noch einen humorvollen Aspekt geben.

Eine nicht erfundene Anekdote

Ein sehbehinderter Jugendlicher steht auf dem Bahnsteig und wartet auf die S-Bahn. Um sich die Zeit zu vertreiben, liest er während der Wartezeit in seiner gerade gekauften Zeitschrift. Um den ausgewählten Artikel lesen zu können, muss er aufgrund seiner Sehbehinderung die Zeitschrift ziemlich nah an seine Augen halten. Dies fällt einem älteren Herrn auf, der dann schließlich zu ihm sagt: „Junge, Du solltest einmal zum Augenarzt gehen und Dir eine Brille verschreiben lassen!“ Der Jugendliche daraufhin: „Ich trage Kontaktlinsen!“ Der ältere Herr erwidert: „Oh, das habe ich nicht gesehen!“ Schlagfertig antwortet der Jugendliche: „Sie sollten einmal zum Augenarzt gehen und sich eine neue Brille verschreiben lassen.“

Eine Sehbehinderung ist ein sehr vielfältiges und damit sehr unterschiedliches Phänomen, das bei einem verringerten Sehvermögen von max. 30% beginnt und die gesamte Bandbreite bis zur hochgradigen Sehbehinderung bei einem Sehvermögen von max. 5% umfasst. Auch die Ursachen dafür sind vielfältiger Art. So kann es sich um eine genetisch bedingte Fehlbildung des Auges handeln,

wie es z. B. bei der Aniridie der Fall ist. Bei der embryonalen Entwicklung der Augen unterblieb hierbei die Bildung der Iris, sodass sich das Auge an unterschiedliche Lichtverhältnisse nicht anpassen kann und daher stets mit einer Blendempfindlichkeit konfrontiert wird. Gleichzeitig ist damit eine genetisch bedingte Unterentwicklung der Netzhaut verbunden, was eine starke Sehbehinderung zur Folge hat. Es können auch verschiedene Augenerkrankungen Ursache für eine in späteren Jahren eintretende und oft sich verstärkende Sehbehinderung sein. Hier sind als Beispiele insbesondere der Grüne Star (Glaukom)¹⁰ und die Retinitis Pigmentosa¹¹ zu nennen. Als weiteres und letztes Beispiel sei hier auch die altersbedingte Makula-Degeneration (AMD)¹² zu nennen, die in höherem Alter inzwischen immer häufiger auftritt, zu starken Gesichtsfeld-einschränkungen führt und auch sogar zur Erblindung führen kann.

Die intensiven Forschungsaktivitäten und der hohe technologische Entwicklungsstand haben insbesondere in den letzten Jahren dazu geführt, dass sehr effiziente Hilfsmittel wie Leuchtlupe, Lupenbrillen, Bildschirmlesegeräte etc. vermarktet werden. Diese Hilfsmittel, deren Anschaffungskosten zumeist von den Krankenkassen übernom-

¹⁰ nähere Informationen hierzu unter: http://www.dbsv.org/fileadmin/publikationen/20_265_Testwarenkorb/DBSV_Broschuere_Glaukom.pdf

¹¹ nähere Informationen hierzu unter: <http://www.pro-retina.de/netzhauterkrankungen/retinitis-pigmentosa>

¹² nähere Informationen hierzu unter: <http://www.bsbh.org/rund-ums-auge/funktion-krankheiten/altersbedingte-makuladegeneration/>

men werden, können zwar die bereits vorhandenen Seheinschränkungen nicht voll kompensieren, stellen aber insgesamt eine wesentliche Erleichterung bei gegebenen Seheinschränkungen dar, um z. B. geschriebene Texte, Pläne oder Landkarten selbstständig, d. h. ohne fremde Hilfe, wahrnehmen und sich damit erarbeiten zu können.

Die unterschiedlichen Grade einer Sehbehinderung, aber auch die unterschiedlichen Ausprägungen in der Wahrnehmung verschiedener Augenerkrankungen (z. B. erhöhte Blendempfindlichkeit oder starke Gesichtsfeldeinschränkung) machen es für die Umwelt oft schwierig, die Sehbeeinträchtigung eines Menschen in Grad und Auswirkung einschätzen und sich darauf einstellen zu können. Ganz besonders problematisch wird es dann, wenn der sehbehinderte Mensch, weil er seine Sehbehinderung psychisch noch nicht verarbeitet hat, die Sehbehinderung als solche nach außen hin kaschiert. Soweit dies gelingt, nimmt also die Umwelt die vorhandene Sehbehinderung gar nicht wahr und wird vielleicht erst plötzlich damit konfrontiert, wenn der sehbehinderte Mensch sich z. B. in einer plötzlich auftretenden Krisensituation im öffentlichen Verkehrsraum in einer extremen Überforderungssituation befindet und der Hilfe bedarf. Daher ist es sehr wichtig, dass der sehbehinderte Mensch in Elternhaus und Schule dazu angeleitet wird, seine Sehbehinderung psychisch zu verarbeiten und sie letztlich als gegeben zu akzeptieren.

4.2.2 Allgemeine Empfehlungen zum angemessenen Umgang

Sehbehinderte Menschen, aber auch das unmittelbare Umfeld, haben das Problem, dass man dem betroffenen Menschen die Sehbehinderung häufig nicht ansieht oder dass der Betroffene versucht, wie bereits oben ausgeführt, eine Sehbehinderung zu kaschieren. Dadurch treten im Umgang leicht vermeidbare Überforderungen oder aber Kränkungen auf: Behandlung des Menschen als nicht ernst zu nehmend, sondern als anders. Machen Sie sich bitte kurz bewusst, dass der sehbehinderte Mensch Ihnen gegenüber prinzipiell genauso nett oder unfreundlich ist wie andere, nur eben schlecht sehen kann. Schaffen Sie möglichst eine entspannte und vertrauensvolle Gesprächsatmosphäre, in der Sie dem sehbehinderten Menschen signalisieren sollten, dass Sie für seine Beeinträchtigung Verständnis haben und eventuell auftretende Schwierigkeiten gemäß seinen Bedürfnissen und aufklärenden Hinweisen gemeinsam mit ihm lösen wollen. Auf dieser Grundlage wird sich der sehbehinderte Mensch Ihnen gegenüber schnell öffnen und bereit sein, eventuell auftretende Schwierigkeiten gemeinsam zu lösen. Vermeiden Sie auf jeden Fall irgendwelche Mitleidsbekundungen und besserwisserisches Verhalten, denn der sehbehinderte Mensch hat sich als „Manager seiner eigenen Behinderung“ im Laufe seines Lebens bezüglich seiner Sehbehinderung zum „Experten in eigener Sache“ entwickelt. So können auch weitere Missverständnisse und Fehlhandlungen vermieden werden.

Bei starker Sehbehinderung kommt zuweilen ein unmittelbarer Augenkontakt mit dem sehbehinderten Menschen nicht zustande,

was bei Ihnen als Gesprächspartner eine gewisse Unsicherheit darüber auslösen kann, ob Ihnen im Gespräch überhaupt die notwendige Aufmerksamkeit und das Verstehen entgegengebracht werden. Auf keinen Fall ist es dabei eine Lösung, statt mit dem sehbehinderten Menschen mit einer möglichen Begleitperson zu kommunizieren. Dies kennt er bereits aus vielen Fällen und fühlt sich jedes Mal dabei wie ein unmündiges Kind. Noch kränkender ist es, wenn bei einer Behörde oder einer Bank die Begleitperson des sehbehinderten Menschen gefragt wird: „Kann er unterschreiben?“

Erstens kann die sehbehinderte Person diese gestellte Frage selbst beantworten, da sie ohne Beeinträchtigung sprechen und hören kann und zweitens sind sehbehinderte Menschen keine Analphabeten, da sie im Rahmen ihrer Schulzeit die Schrift der Sehenden gelernt haben und diese auch praktizieren. Kommunizieren sie also immer direkt mit dem sehbehinderten Menschen, selbst wenn der Augenkontakt nicht immer so ist, wie Sie es gewohnt sind.

Wer Sie nicht als Person gegenüber erkennen kann, benötigt Ihre Erklärung, wer Sie sind. Er möchte einfach kurz Ihren Namen wissen, um Sie wiedererkennen zu können. Dies ist u. a. darum notwendig, da Gesichter zu erkennen oft nicht möglich ist. Das gilt auch für Namensschilder, die, wie z. B. bei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Bürgerbüro eines Rathauses oder bei sonstigen Funktionsträgern, an der Kleidung des Trägers befestigt, für den sehbehinderten Menschen nicht zu erkennen sind. Wenn Sie das Gespräch aufnehmen wollen, sollten Sie den sehbehinderten Men-

schen mit seinem Namen ansprechen. Für diesen Fall weiß der Betreffende, dass er jetzt gemeint ist und aufmerksam sein sollte.

Da Sie nicht wissen, was der sehbehinderte Mensch selbstständig kann und viele Betroffene nicht gern immer erwähnen, was sie nicht können, fragen Sie freundlich nach, ob er Hilfe in einem bestimmten Bereich benötigt. Beachten Sie aber bitte auch, wenn der Betroffene etwas selbst machen möchte und kann – auch wenn es ggf. etwas länger dauert. Schauen Sie dann, wie Sie diese Zeit für sich selbst effektiv nutzen können.

Sehbehinderte Menschen können Ihre Handlungen nicht so gut verfolgen. Kommentieren Sie bitte kurz mit Worten, was Sie vorhaben (handlungsbegleitendes Sprechen). Dann kann sich Ihr Gegenüber darauf einstellen. Gerade auch Berührungen, z. B. bei der ärztlichen Untersuchung, sollten in ihrer Art angekündigt werden. Auch Sie möchten sicherlich nicht von anderen unmittelbar berührt werden, ohne dass Sie wissen, was jetzt kommt. Erläutern Sie bitte mit Worten, was Sie normal Sehenden ansonsten mittels Abbildungen zeigen.

Im Falle einer starken Sehbehinderung Ihres Kommunikationspartners sollten Sie vor allem beachten:

- Kündigen Sie an, wenn Sie den Raum verlassen, ebenso wenn Sie den Raum, den Sie zuvor verlassen haben, wieder betreten. Machen Sie sich auch bei jedem weiteren Kontakt bemerkbar und durch Ihren Namen erkennbar.

- Beschreiben Sie genau, wo sich etwas befindet, wohin er gehen soll und wie man dorthin gelangt, gleichgültig, ob er allein geht oder ob Sie ihn begleiten („genau vor Ihnen ... – etwa drei Meter nach links ... – zweite Tür rechts ...“).
- Sagen Sie dem Betroffenen genau, wo er sich hinsetzen kann und wo er z. B. seine Jacke oder seine Tasche ablegen kann.
- Begleiten Sie den Betroffenen, falls er dies wünscht. Gehen Sie dabei vor ihm oder bieten dem Betroffenen an, sich bei Ihnen unterzuhaken. Beschreiben Sie dabei den Weg und vergewissern Sie sich, ob der Betroffene selbstständig zurückfindet. Holen Sie ihn gegebenenfalls wieder ab oder organisieren Sie Unterstützung.
- Lesen Sie dem Betroffenen z. B. Formulare oder Vertragstexte vor – schreiben Sie ggf. für ihn.
- Zur unabhängigen Lebensführung braucht der sehbehinderte Mensch eine strikte Ordnungsstruktur. Respektieren Sie dies und greifen nicht eigenmächtig in diese Ordnungsstruktur ein. Beispiel: Wenn Sie sich von Ihrem sehbehinderten Arbeitskollegen einen Locher entleihen, legen Sie diesen an genau dieselbe Stelle auf dem Schreibtisch zurück, wo Sie ihn zuvor weggenommen haben.

Wer bisher kaum mit sehbehinderten Menschen zu tun hatte, ist zunächst oft verunsichert. Nehmen Sie dies gelassen hin und hoffen Sie auf einen netten sehbehinderten Menschen, der Sie in die

besondere Art des Umgangs hineinwachsen lässt. Wenn Sie dafür offen sind, geht dies schneller als gedacht. Intuitives Lernen wird Sie schon bald sicher werden lassen.¹³

4.2.3 Hinweise für sehbehinderte Patienten zur Vorbereitung des Arztbesuchs

Bereiten Sie sich auf den Arztbesuch vor. Überlegen Sie, was Sie Ihren Arzt/Ihre Ärztin fragen wollen und halten Sie Ihre Frage in der für Sie geeigneten Form fest.

Machen Sie sich vor einem Arztbesuch klar, welche Hilfen oder Informationen Sie vielleicht benötigen werden und wie Sie dies ansprechen wollen.

Stellen Sie sich in der Arztpraxis mit Ihrem Namen vor und weisen Sie auf Ihre Seheinschränkung hin. Dann ist es nicht notwendig, sich mit einer Plakette, Armbinde oder dem weißen Stock zu kennzeichnen bzw. zu stigmatisieren.

Bitten Sie von sich aus selbstbewusst und höflich um die Unterstützung, die Sie brauchen. Erklären Sie dabei kurz die Auswirkungen Ihrer Sehbeeinträchtigung, die Hilfen in der konkreten Situation notwendig machen. Erklären Sie dabei, wie die erbetene Unterstützung konkret erbracht werden soll.

¹³ textlich leicht verändert entnommen aus: Gegenwart, Monatszeitschrift des Deutschen Blinden- und Sehbehindertenverbandes, Ausgabe Oktober 2012

Nehmen Sie angebotene Unterstützung dankend an, wenn Sie sie benötigen. Sagen Sie aber auch, wenn Sie gut allein zurechtkommen. Versuchen Sie auch in schwierigen Situationen gelassen und höflich zu bleiben.

Scheuen Sie sich nicht zu fragen, wenn Sie etwas näher erklärt haben wollen oder etwas nicht verstanden haben.

Bitten Sie bei Bedarf um Informationsmaterial, das Sie mit nach Hause nehmen können. Fragen Sie, wo Sie weitere Informationen erhalten können.¹⁴

4.2.4 Michael Herbst:

Leben mit Retinopathia Pigmentosa (RP)

Ich leide selten unter meiner Blindheit. Nur abends, 22:30 Uhr, an irgendeiner Hotelbar dieser Republik. Wenn mir ein Mensch von schräg hinten die Hand auf die Schulter legt und lallt: „Ich bewundere Dich so sehr.“ Dann leide ich. Ich werde auf meine Blindheit reduziert, bin nicht der 46-jährige Familienvater, der selbst betroffene Geschäftsführer einer Selbsthilfeorganisation, der Hobbymusiker, sehe nicht gut oder schlecht aus, ich bin nur blind. Da hilft es mir nur wenig, wenn dieser Mensch mir immerhin einen Drink spendiert.

¹⁴ textlich leicht verändert entnommen aus: http://www.dbsv.org/fileadmin/dbsvupload/FBS/FBS_Tipps/Tipps_fuer_sehbehinderte_Patienten-Arztbesuch_2012-04-17.pdf

Dieser Beitrag soll keine pure biografische Nabelschau werden. Es gibt reichlich Lektüre dazu. Jedes einzelne Beispiel ist untypisch und wir wollen nach Grundmustern suchen. Ich kann aus dem Blickwinkel meiner persönlichen Retrospektive, meiner Tätigkeit als Berater, aus Rückmeldungen meines sozialen Umfeldes und mit Hilfe wissenschaftlicher Erkenntnisse meinen Erblindungsprozess und mein heutiges Leben mit RP betrachten.

Die Hälfte aller erblindenden Menschen scheitert an der Herausforderung, sich als soziales Subjekt und gegenüber seiner Umwelt neu zu erfinden.

Sie verharrt in der Bewältigung, kann sich von gehabtem Lifestyle nicht trennen. Die andere Hälfte blickt nach vorne, sucht die Chancen, lebt im Augenblick. Das ist vor allem eine Frage der Persönlichkeitsstruktur und die ist niemandem vorzuwerfen. Sie ist aber auch nicht unveränderlich. Menschen können sich z. B. einen anderen Umgang mit Stress aneignen. Erblindung, Blindheit, Behinderung ganz allgemein ist Stress. Der Mensch ist darauf programmiert, Probleme im Voraus zu erkennen und sich Lösungsmöglichkeiten zu überlegen. Da hat man mit einer Sehbehinderung in unserer optisch geprägten Gesellschaft schon einiges zu tun.

In Deutschland sagt man: „Ein Unglück kommt selten allein.“ Menschen, die außer mit ihrer Erblindung/ihrer Blindheit noch mit anderen Problemen fertig zu werden haben, stehen noch mehr unter Stress. Bisweilen ist es gar nicht leicht, die einzelnen Problem-

kreise auseinanderzuhalten. Sie beeinflussen sich gegenseitig und es stellt sich immer wieder die Frage, was ist eigentlich das Kernproblem? Lassen wir meine Frau beispielhaft zu Wort kommen: „Dass du so wenig im Haushalt machst, liegt nicht daran, dass du blind bist. Es liegt daran, dass du ein Mann bist.“

Empfehlungen: Lassen Sie, liebe Betroffene, die Dinge mehr auf sich zukommen, und halten Sie sich informiert über Hilfen usw. Akzeptieren Sie, dass Sie Ihre Zeit brauchen werden, um die Dinge neu zu ordnen. Gehen Sie auf Entdeckungsreise bei Ihren Talenten. Da sind welche, die Sie auch blind zur Geltung bringen können, ganz sicher.

Den „Fahrplan“ des Umgangs mit einer fortschreitenden Sehbehinderung bestimmt der Betroffene und sonst niemand.

„Warum setzt du die Brille nicht auf?“, „Warum kennzeichnest du dich nicht mit dem Blinden-Sticker?“, „Warum benutzt du nicht endlich den Blindenstock?“, „Warum lernst du nicht endlich die Blindenschrift?“ – Fragen, die jeder an RP Erkrankte kennt. Gestellt von den Eltern, der Ehefrau, Internatserziehern, zuweilen sogar Augenärzten. Sie meinen es gut. Bisweilen bauen sie aber auch emotionalen Druck auf: „Wenn die Leute sehen, dass Du blind bist, glauben sie nicht mehr, ich sei mit einem geistig Behinderten unterwegs.“

In der Fachliteratur lernt man, dass eine Erblindung ein traumatischer Prozess ist, der Wut, Verdrängung, Verzweiflung, Trauer und Annahme kennt. Je nachdem, in welcher Phase vom sozialen

Umfeld welche Anregungen gegeben/Forderungen erhoben werden, tut das den Betroffenen weh. Sie hören nicht mehr zu, sie sind gekränkt, wütend ... eine erblindende Frau sagt: „Wenn sie mir zu erzählen versuchen, wie sexy ein Blindenstock ist, finde ich das einfach nur noch lächerlich.“

Empfehlungen: Lassen Sie's, liebe Angehörige, es schadet mehr als es nützt! Erinnern Sie in ruhigen Stunden, bei Empfangsbereitschaft des Betroffenen, sachlich an diese eventuell noch anstehenden Dinge und belassen Sie es dabei. Der Betroffene wird sich ihnen widmen, wenn er so weit ist und er wird es als Befreiung empfinden, ganz sicher.

Sehbehinderte verkaufen sich oft unter Wert. Nicht sehende, aber eben auch nicht blinde Menschen haben in ihrer Situation mindestens drei Dinge zu vergegenwärtigen, die es ihnen nicht eben leichter machen als völlig Blinden:

Man sieht stark aus dem Gedächtnis. Es ist für Sehbehinderte gar nicht so einfach, tagesaktuell in vertrauter Umgebung für sich herauszufinden geschweige denn zu formulieren, was man noch sieht und was nicht. Im Grunde bedarf es hierzu der Exkursion ins Unbekannte. Dann fehlt aber wiederum der Vergleich zu früheren Zeitpunkten. Der ist aber eigentlich auch nicht wichtig zur Bewältigung von Gegenwart und Zukunft.

Sehbehinderung kann man zumindest situationsweise negieren. Die Verlockung ist groß, die Behinderung zu verbergen, ihre Folgen

zu bagatellisieren, für sich selbst und gegenüber anderen. Gut, man kann nicht Autofahren, klebt vor dem Bildschirm, aber sonst ...?

Sehbehinderung ist individuell. Fragen Sie 20 Sehbehinderte nach dem optimalen Layout einer Zeitschrift, erhalten Sie 24 Meinungen. Allzu unterschiedlich sind die Sehfunktionen (Orientierung, Lesefähigkeit auf Nah- und Ferndistanz, Farbsehen, Nachtsehen ...) selbst bei RP-Patienten. Allzu unterschiedlich sind auch die Sehbeeinträchtigungen (Farbkontrastwahrnehmung, Blendempfindlichkeit ...). Der eine Sehbehinderte findet das richtige Regal, aber kann die Produktbeschriftung nicht lesen. Ein anderer muss sich das Regal zeigen lassen, um dann ohne Hilfsmittel das Preisschild zu entziffern. Blindheit besitzt dagegen etwas Klares, Eindeutiges.

All das führt zunächst zu Verunsicherung, im Falle von fortschreitender Sehbehinderung, wenn nicht zu wachsender, dann doch zu immer neuer Verunsicherung. Dann führt diese Verunsicherung dazu, dass man sich im Zweifel überschätzt und meint, es geht auch ohne Hilfe, ohne Nachteilsausgleich, auf die „normale Tour“. Für viele Betroffene kommt die Stunde der Ernüchterung, wenn sie einen „Schonraum“ verlassen und z. B. aus der Förderschule an die Universität wechseln. Ich bin ein lebendes Beispiel: Statt mir zustehende Studien- und Klausurzeitverlängerungen einzufordern, statt mich um die Finanzierung von technischen Hilfsmitteln und Studienassistenz zu kümmern, trat ich sozusagen mit platten Reifen zum Radrennen an.

Empfehlungen: Informieren Sie, liebe Sehbehinderte, sich über Ihnen zustehende Nachteilsausgleiche und fordern Sie sie ein. Wenn Sie im Sinne des Gesetzes sehbehindert und damit schwerbehindert sind, sind Sie eindeutig im Nachteil, vor allem wenn es um Informationsaufnahme geht, ganz sicher.

Das soziale Umfeld ist Segen und Fluch zugleich.

Die Beziehung eines erblindenden Menschen zur Familie, den Mitbewohnern, zum direkten sozialen Umfeld scheint mir in drei Phasen zu verlaufen:

Gleitphase: Das Sehen wird schlechter und der Betroffene kann seine soziale Rolle faktisch und psychisch nicht mehr wahrnehmen. Faktisch meint z. B., seine Putzergebnisse werden indiskutabel. Psychisch meint, er ist mit sich selbst zu stark beschäftigt, um noch Humor, Hilfsbereitschaft, Organisationsgeschick oder für was er in der sozialen Gruppe bislang auch sonst immer stand, entfalten zu können. Er wird zur Belastung für die Menschen in seiner Nähe, sowohl in seinem Selbstbild als auch – eher zeitversetzt – im Empfinden dieser Menschen. Es gibt Ups und Downs.

Aufsetzphase: Spätestens mit dem Verlust der letzten Sehfunktionalität, im Falle von RP zumeist die Lesefähigkeit, taucht der Betroffene aus der Welt der Sehenden ab in die Welt der Blinden. Für viele fällt in diese Zeit die Neuordnung der sozialen Verhältnisse. Es finden Trennungen statt, Ehen halten die Wochenendbeziehung während der blindentechnischen Grundausbildung nicht aus usw..

Ausrollphase: Die neue Rolle ggf. im neuen Lebensumfeld ist gefunden. Was nun organisiert werden muss, ist der Alltag. Zu klären sind Abhängigkeiten. Oft werden erst jetzt bei gleichem sozialen Umfeld Verletztheiten, schleichende Änderungen im Verhältnis etc. sichtbar und führen sozusagen zu Spätschäden.

Glaube niemand, mit der Ausrollphase sei alles gut. Mit Abhängigkeits- und Ohnmachtsgefühlen im Verhältnis zur sehenden Umgebung umzugehen, ist nicht eben einfach. Allzu leicht gerät man in eine pure Nehmerrolle oder baut emotionalen Druck auf (Ich kann halt nicht Autofahren ...). Ein Betroffener sagt: „Über all dies kann ich mit meiner Familie natürlich nicht reden, was sollen die denn sagen, deshalb rede ich darüber ausschließlich mit ebenfalls Betroffenen. Das ist für mich Selbsthilfe.“

Empfehlungen: Sie, liebe Angehörige, sind nicht Therapeut des Erblindenden, Sie sind soziale Gruppe. Im Leben kann man nie einen anderen Menschen ändern. Was man ändern kann, ist sein Verhältnis zu ihm. Positionieren Sie sich in diesem Sinne und positionieren Sie sich keinesfalls als schicksalhaftes Opfer des Betroffenen. Schließlich: Gewalt, Verantwortungslosigkeit, tyrannisches Verhalten sind auch bei Erblindenden inakzeptabel, ganz sicher.

Die Beratung setzt viel zu oft viel zu spät ein.

Bei Erblindenden gehen dann und wann bewusstseinsmäßige „Fenster der Klarheit“ auf und sie stellen sich Fragen, auf die sie dringend Antworten brauchen. Diese Fenster schließen sich zumeist

recht schnell wieder, weshalb alle Beratenden gut daran tun, alles stehen und liegen zu lassen, wenn ein solcher Klient anklopft. Der sozusagen naturgegebene Erstansprechpartner für den Erblindenden ist der Augenarzt. Der will heilen, therapieren, dafür ist er ausgebildet. Doch viele Augenheilkundler stellen an sich selbst den lobenswerten Anspruch, bei Versagen der Medizin immerhin noch helfen zu wollen. Damit werden sie zu Beratern in Sachen „gesellschaftliche Rehabilitation“, wofür es eines entsprechenden Know-hows bedarf.

Immer wieder kommen zur Selbsthilfe Menschen, die weder einen Schwerbehindertenausweis haben, noch wissen, welchen weiteren Verlauf ihr Augenleiden nehmen wird. Das erleichtert die Beratung nicht unbedingt und macht die Einleitung konkreter erster Schritte in der Reha vorerst unmöglich. Es ist schwieriger als es aussieht, den richtigen Zeitpunkt zu finden, an dem der Augenarzt an die Selbsthilfe überweisen sollte. Auf der einen Seite verfügt der Mediziner über das nötige Vertrauensverhältnis und ein „Blinden- und Sehbehindertenverband“ wirkt oft abschreckend auf die im Bewältigungsprozess begriffenen Betroffenen. Auf der anderen Seite tickt die Uhr der Ansprüche und ggf. auch die von Fristen und es macht wenig Sinn, einen Menschen, dem medizinisch nicht mehr zu helfen ist, weiter hoffen zu lassen, indem sich ein Augenarzt um ihn bemüht und kein Berater.

Vielleicht hilft folgende Rückschau eines Betroffenen: „Erst rannte ich von Augenarzt zu Augenarzt und suchte einen, der mir

helfen kann. Dann stellte ich mir die Frage, wie geht's beruflich weiter und im Alltag."

Empfehlungen: Bilden Sie sich, liebe Augenärzte, Ihr Informationsnetzwerk in der Selbsthilfe und nutzen Sie es. Gemeinsam mit der Selbsthilfe und Ihrem Patienten finden Sie den richtigen Zeitpunkt, zu dem Sie von indirekter Informationsweitergabe zu direkter wechseln können, ganz sicher.

4.3 Begegnungen zwischen körperbehinderten Menschen und Menschen ohne Behinderung

4.3.1 Grundsätzliches

Der Umgang mit körperlich beeinträchtigten Menschen stellt sich häufig als schwierig heraus. Die Schwierigkeiten rühren dabei in den seltensten Fällen von den körperlich beeinträchtigten Personen selbst. Die Ursachen für diese Schwierigkeiten liegen in der Regel in der Hilflosigkeit der Menschen ohne Behinderung, in unangebrachtem Mitleid, Angst vor versehentlicher Diskriminierung und in übertriebener Hilfsbereitschaft. Diese Einstellungen stammen noch aus einer noch gar nicht so lange vergangenen Zeit, als man z. B. Rollstuhlnutzern nur sehr selten überhaupt begegnete.

Nach Maßgabe der Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention wurde und wird unsere Umwelt aber schrittweise immer mehr barrierefrei, sodass z. B. für Rollstuhlnutzer öffentliche Gebäude barrierefrei zugänglich sind, Schwimmbäder barrierefrei genutzt werden

können, Bordsteine an verkehrswichtigen Stellen abgesenkt werden und Rampen neben Treppen zu Gebäudeeingängen gebaut werden. Die umweltbedingten Barrieren, die nach dem Verständnis der UN-Behindertenrechtskonvention den körperlich beeinträchtigten Menschen erst zum Menschen mit Behinderung werden lassen, werden also – wenn auch oft mit zeitlicher Verzögerung in den Planungsprozessen – schrittweise abgebaut, sodass Rollstuhlnutzer heute als gewöhnliche Verkehrsteilnehmer im Straßenbild zu sehen sind und sich damit ein gutes Stück gesellschaftlicher Teilhabe erobert haben. Der Rollstuhl ist ein inzwischen technisch hochentwickeltes Hilfsmittel, das dem körperbeeinträchtigten Menschen Mobilität verleiht die gleichzusetzen ist mit der Mobilität von nicht beeinträchtigten Fußgängern, solange die Verkehrsanlagen und Gebäudezugänge barrierefrei sind.

Die nicht vorhandene Barrierefreiheit, wie sie z. B. immer noch besteht in Stadtteilbahnhöfen ohne Aufzug oder bei Arztpraxen im dritten Stock eines Gebäudes ohne Aufzug bringt den Rollstuhlnutzer natürlich immer wieder in unangenehme Situationen sozialer Abhängigkeit, in denen die Unterstützung und Hilfeleistung anderer Verkehrsteilnehmer gefragt sind.

Hierbei gelten für die unterstützenden Personen die gleichen Verhaltensweisen in einem angemessenen Umgang mit dem körperlich beeinträchtigten Menschen, wie sie bereits in Kapitel 2 „Erst einmal fragen – dann eventuell helfen!“ ausführlich dargelegt wurden. Lassen Sie also den Rollstuhlnutzer selbst entscheiden, ob er

ihre angebotene Unterstützung annehmen will oder nicht, also fragen Sie ihn erst einmal, ob er Ihre Unterstützung braucht. Wenn er Ihre Unterstützung annimmt, ist der Rollstuhlnutzer in jedem Fall „Experte in eigener Sache“ und wird Ihnen genau erklären, was zu tun ist (z. B. „mit den beiden hinteren Griffen den Rollstuhl leicht nach hinten kippen und dann den Rollstuhl auf den hinteren Rädern langsam und sanft von der Bordsteinkante abgleiten lassen“). Auch wenn Sie bemerken, dass eine Rampe zu steil gebaut wurde (mehr als 6% Steigung) und der Rollstuhlnutzer von seiner Körperkraft her Schwierigkeiten hat, diese Steigung zu überwinden, so fragen Sie ihn zuerst, ob er Ihre angebotene Unterstützung annehmen will.

Auf keinen Fall sollten Sie schweigend und ohne vorherige Kontaktaufnahme zu ihm den Rollstuhl einfach schieben. Nur so wird der Rollstuhlfahrer sich als gleichberechtigter Verkehrsteilnehmer empfinden und nicht das Gefühl bekommen, „ein hilfloses Bündel Mensch“ zu sein, was sein Leben alleine nicht managen kann.

Neben Rollstuhlnutzern gibt es in unserer Gesellschaft insbesondere in Anbetracht des demografischen Wandels auch weitere Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen, die zu Mobilitätseinschränkungen in speziellen Situationen führen. Hier bedarf es natürlich einer guten Beobachtungsgabe und eines guten Einfühlungsvermögens, um in einer speziellen Situation einem Menschen mit Mobilitätseinschränkungen eine adäquate Hilfe anbieten zu können. Dabei sollte die Hilfe einfühlsam so angeboten werden, dass der mobilitätseingeschränkte Mensch sich nicht völlig hilflos

fühlt, sondern sich vielmehr akzeptiert fühlt, so wie er ist. So kann man z. B. seine Hilfe beim Treppensteigen anbieten, beim Ein- und Aussteigen in ein bzw. aus einem Auto oder dem Bus sowie beim Überqueren von hohen Bordsteinkanten und anderen Hindernissen. Dabei ist es wichtig, das eigene Tempo dem des mobilitätseingeschränkten Menschen anzupassen. Kann jemand z. B. nicht gut greifen, so können Sie helfen, die Hand an das Objekt heranzuführen, das die Person in die Hand nehmen will oder ihm z. B. beim Öffnen einer Flasche behilflich sein. Entscheidend ist dabei, den mobilitätseingeschränkten Menschen seine soziale Abhängigkeit nicht spüren zu lassen, sondern die eigene Hilfeleistung ihn als selbstverständliche Tat der Menschlichkeit erleben zu lassen.

4.3.2 Irene Alberti:

Kritische Überlegungen einer betroffenen Rollstuhlnutzerin zum (un-)angemessenen Umgang

Wer kann besser einschätzen, was ein beeinträchtigter Mensch kann und was nicht als der Betroffene selbst? Egal in welcher Situation man sich befindet, man wird von nichtbehinderten Menschen automatisch auf die „Behinderung“ verwiesen. Dabei übersieht man, dass körperlich und geistig stärker beeinträchtigte Menschen genau die gleichen Wünsche und Bedürfnisse haben wie alle anderen auch. Sei es im Privatleben, zwischen Freunden und Familie, beim Einkaufen oder während einer anderen Freizeitbeschäftigung oder vor allem im öffentlichen Leben bei der Arbeitssuche, zwischen den Kollegen oder in Bezug auf die schon erwähnten „Fähigkeiten“. Zur

Steigerung ihrer Mobilität benötigen Rollstuhlnutzer in erster Linie ihren Rollstuhl und in manchen Situationen gegebenenfalls auch jemanden, der sie schiebt, wenn eine Steigung zu steil ist. Das sind ihre Hilfsmittel, um im Alltag zurechtzukommen, mehr wird nicht benötigt. Dies ist leider Menschen, die solche körperlichen Beeinträchtigungen nicht bewältigen müssen, nicht bewusst. Die Situation ist ihnen nur fremd, weil sie wohl eben relativ selten vorkommt.

So beginnt die Ausgrenzung und Bevormundung, weil man ja eigentlich „helfen“ möchte, weil dem Menschen offensichtlich etwas fehlt, was einem selbst nicht fehlt. Hier beginnt Ausgrenzung schon in den Köpfen erst recht. So fällt dem Brillenträger erst gar nicht auf, dass doch eigentlich der Rollstuhlfahrer ein so gutes Sehvermögen hat, dass er diesen für eine bestimmte Tätigkeit in seinem Unternehmen einsetzen könnte. Ganz gleich um was es geht, man trifft überall auf Situationen und Menschen, wo man sich als Rollstuhlfahrer auf einem Prüfstand zu befinden glaubt, eben weil die meisten Menschen niemals damit persönlich konfrontiert worden sind.

Man versucht zu zeigen, dass man alleine zurechtkommt, doch fehlt beispielsweise in vielen Situationen ein Aufzug oder eine Rampe, die man in dem Moment gebraucht hätte und die einem eigentlich als Rollstuhlfahrer zusteht. Die Menschen sehen dann nur, dass der Rollstuhlfahrer sich in Schwierigkeiten befindet, helfen, fügen dann aber für mich überflüssige und störende Sätze dazu wie „Ja, das ist schon schwierig, so alleine ...“. Als hätte man einen Fehler begangen, alleine unterwegs zu sein. Wenn die Umgebung rollstuhl-

gerecht umgebaut worden wäre, wie es – wie gesagt – jedem Rollstuhlfahrer zusteht, mit nur einer einfachen Rampe oder anderem der Situation entsprechendem, dann würden dem Rollstuhlfahrer solche Kommentare und Gedanken anderer erspart bleiben. So entstehen automatisch Vorurteile bei den Mitmenschen. Jeder glaubt dann zu wissen, was der betroffene Rollstuhlfahrer kann und was nicht. Falls aber die Entscheidung darauf fällt, dass der Rollstuhlfahrer etwas eben nicht kann, ohne dass er es ausprobieren konnte und noch nicht einmal danach gefragt worden ist, weil man den Rollstuhlfahrer, den vermeintlich Kraftlosen und ähnliches, nicht überanstrengen wollte, ist dies schon Diskriminierung.

Ideal wäre es natürlich, wenn alle Menschen sich gegenseitig unterstützen würden, der eine das tut, was eben der andere weniger gut kann und umgekehrt.

Ein Rollstuhlfahrer würde beispielsweise niemals ohne Weiteres an die oberste Ecke eines Regals kommen, dafür kann er aber aufgrund seiner Gehschwäche oder Lähmung einfallsreicher sein, was die Lösung von Alltagsproblemen betrifft, weil er oder sie ständig täglich unerwartet auf plötzlich auftretende Schwierigkeiten stößt und diese lösen muss, weil er ausgerechnet in dem Moment auf sich allein gestellt ist. Ein Rollstuhlfahrer ist ständig darauf angewiesen, Alternativen zu finden. Für Aufgaben, die Denkleistungen voraussetzen also der ideale Kandidat. Leider tauscht man sich wenig untereinander aus. Am besten ist es immer, den anderen zu fragen, ob er dies oder das kann und wenn nicht, ob er dafür Hilfe benötigt

und welche. Das gilt für den Arbeitsbereich. Sollte es dennoch nicht funktionieren, so liegt es eher daran, dass der Rollstuhlfahrer nicht für den Beruf geeignet ist, und das gilt es zu unterscheiden.

Ansonsten gilt für alle anderen Lebensbereiche, Rollstuhlfahrer, wenn man ihnen unterwegs begegnet, freundlich zu grüßen und nichts weiter. Es gibt nichts Schlimmeres für einen Rollstuhlfahrer, als wenn bedauernswerte Blicke anderer auf dessen Beine zuerst fallen und dann vielleicht langsam nach oben zum Gesicht des Rollstuhlfahrers wandern. Es ist erniedrigend und sehr unangenehm für einen Rollstuhlfahrer.

Genauso unangenehm ist es, wenn man sich zu einem Rollstuhlfahrer hinunterbeugt, um mit ihm zu reden. Man spürt als Rollstuhlfahrer gleich, dass man anders behandelt wird und so groß ist der Höhenunterschied zu einem Menschen, der laufen kann, nicht, als dass man sich beugen muss. Für den stehenden Gesprächspartner reicht es also völlig, lediglich den Kopf etwas zu senken, um den Augenkontakt zu dem Rollstuhlfahrer herzustellen. Es ist zudem unangenehm für den Rollstuhlfahrer, weil man normalerweise so gebeugt mit kleinen Kindern redet. Wenn dann noch der Ton der Stimme des Menschen, der mit dem Rollstuhlfahrer spricht, den gleichen typischen, vermeintlich lieben Ton annimmt, als wenn man mit einem Kleinkind redet, dann fühlt man sich alles andere als respektiert.

Ist man alleine unterwegs, dann bedeutet dies, dass man als Rollstuhlfahrer sehr mobil und sehr gut in der Lage ist, alleine Din-

ge zu erledigen. Am besten fragt man erst, ob man helfen kann, wenn man bemerkt, dass der Rollstuhlfahrer wirklich Probleme hat. Denn Rollstuhlfahrer sind stolz darauf, Dinge alleine tun zu können und deshalb reagieren leider viele – was ich persönlich wiederum nicht korrekt, sondern zudem noch unhöflich von Rollstuhlfahrern finde – sehr gereizt auf die Frage, ob man helfen kann. Aber Dinge wie Türen aufhalten und Sachen aufheben sind, nebenbei gesagt, selbstverständlich und gehören zu den guten Manieren. Da sollte sich niemand darüber aufregen.

Ich persönlich frage, wenn ich Hilfe benötige, erwarte grundsätzlich keine Hilfe, denn sonst hätte ich von vornherein Unterstützung dabei und freue mich immer wieder, wenn jemand fragt, ob er helfen kann und nicht einfach mit merkwürdigen Blicken auf mich schaut und weiterläuft.

Ich finde es im Übrigen immer wieder schlimm, wie Leute sehr oft fast schon gaffen, wenn ich in mein Auto einsteige und losfahren möchte. Diese Leute schauen mich an, als würde ein Kleinkind unerlaubt in das Auto der Eltern steigen und einfach losfahren. Als sehr störend empfinde ich es auch, wenn ich dauernd zu hören bekomme, wie toll man es findet, dass ich in der Lage bin, Auto zu fahren und ähnliches. Ich finde es einfach nur peinlich und unangenehm, vor allem, weil dann wieder die erwähnte „Kleinkindstimme“ zum Vorschein kommt und es sich anhört, als würde man das Kind loben, dass es sich alleine die Zähne geputzt hat. Ich gebe zu, ich kenne selbst nicht alle Hilfsmittel, die es heutzutage auch für ande-

re Menschen gibt, und staune auch, aber ich kann die Existenz der jeweiligen Gegenstände durchaus nachvollziehen, finde sie interessant und wichtig, aber spreche keine Lobeshymnen aus und störe die Betroffenen, die diese Hilfsmittel gebrauchen, nicht mit Sätzen, die ausdrücken, wie traurig man das Schicksal des Betroffenen findet und wie toll dieser es meistert. Nach solchen Ansprachen fühle ich mich zumindest traurig, wo bis vor wenigen Sekunden eigentlich noch alles in Ordnung war.

Dann gibt es da noch ein anderes von mir beobachtetes Phänomen bezüglich Begleitung, was mich sehr reizt. Ich frage mich immer wieder, warum Leute sich gleich nach der Begleitung umschaun, wenn ich alleine bin. Bin ich in einer Gruppe oder mit einem Familienmitglied unterwegs, dann beachten dies die Leute nicht weiter. Als ich jedoch beispielsweise in einer Partnerschaft mit einem Menschen, der nicht im Rollstuhl saß und keine Beeinträchtigungen hatte, lebte, schauten die Leute schon mehrmals hintereinander hin.

Als sehr schlimm habe ich es auch empfunden, als einige Leute offiziell davon ausgegangen sind, mein Freund wäre meine Betreuung, also so etwas wie ein Assistent. Wie gesagt, wir sprechen hier von Menschen mit gleichen Bedürfnissen und Zielen, die ohne Frage die gleichen Rechte haben im Leben und diese sollten respektiert werden und nicht untersucht werden, als würde es sich um eine seltene Tierart im Zoo handeln. Es handelt sich um zwei erwachsene Menschen, die genauso behandelt und gesehen werden möchten wie andere auch.

Manchmal denke ich mir schon bei diesen aufdringlichen Blicken, ob ich denn gerade etwas verbrochen hätte oder es verboten sei oder eine Genehmigung dafür erst mal eingeholt werden müsste. Man fühlt sich innerlich nicht mehr frei. Und tatsächlich darf ein Rollstuhlfahrer vieles eigentlich nicht Ungewöhnliche nicht einfach so tun. Man muss durch ein Meer aus Bürokratie, um seine Ziele zu erreichen.

Ich brauchte beispielsweise ein ganzes Jahr, bis ich endlich meine erste Fahrstunde nehmen durfte, nur weil ich im Rollstuhl sitze, und musste erst einmal mehrere Untersuchungen über mich ergehen lassen. Es ist unglaublich, wie viele Extrauntersuchungen sich „Behinderte“ gefallen lassen müssen, um etwas tun zu dürfen, vor allem wenn man bestimmte Dinge, wie gewisse Bewegungen, die nötig sind, schon sein ganzes Leben machen konnte und jetzt ein Attest als Beweis dafür vorlegen muss. Sehr oft hängt dein ganzes Leben von Gutachtern und ihrem Urteil ab, also von einem Fremden, der dich kurz kennengelernt hat und nicht weiß, wie begabt du bist. In wenigen Stunden können Lebensplanungen vernichtet werden, obwohl man sehr genau weiß, dass man zu diesen Dingen in der Lage gewesen wäre. Man fällt dann ohne mich Entscheidungen und die sind nicht zu meinen Gunsten, sodass ich oft gesellschaftlich und finanziell allein dastehe.

Beeinträchtigte Menschen möchten, dass man mit ihnen persönlich spricht und bestimmte Umstände klarstellt ohne Spekulationen in die Welt zu setzen. Auch möchte man nicht ständig über das Thema „Behinderung“ reden, schließlich bin ich ein Mensch, der lebt wie jeder andere und auch so behandelt werden möchte.

Diese ganzen Beispiele haben hoffentlich gezeigt, dass ein beeinträchtigter Mensch, hat er erst einmal ein Ziel erreicht, auch akzeptiert wird. Bis dahin muss er sich jedoch überall beweisen und einen sehr langen Atem besitzen. Es kann nicht sein, dass sich fast alle beeinträchtigten Menschen in Deutschland trotz ihrer Talente ihrem „behindert sein“ fügen müssen, um unterstützt zu leben. miteinander leben heißt Gleichberechtigung und nicht Unterordnung!

4.4 Begegnungen zwischen schwerhörigen und gehörlosen

Menschen und Menschen ohne Behinderung

4.4.1 Grundsätzliches

Geht man davon aus, dass die gesprochene Sprache eines der wesentlichsten Elemente ist, das den Menschen überhaupt erst zum Sozialwesen werden lässt, so stellt sich die aufgrund des Hörverlustes gegebene Unfähigkeit, gesprochene Sprache wahrnehmen zu können, als eine schwerwiegende Barriere dar, die den gehörlosen oder schwerhörigen Menschen in die Lebenssituation einer Dauerisolation versetzt. Spätertaubte Menschen können zwar die gesprochene Sprache – wenn auch zuweilen in etwas verzerrter Form – noch praktizieren, jedoch bleibt die sprachliche Kommunikation einseitig, da sie ihren hörenden und sprechenden Kommunikationspartner nicht verstehen. Selbst im Falle einer hochentwickelten Fähigkeit, die Worte des Gesprächspartners von seinen Lippen abzulesen, führt das nur zu einem eingeschränkten Verständnis der gesprochenen Sprache, da mit dieser Methode allenfalls ein Drittel der gesprochenen Worte identifiziert und somit verstanden werden kann.

Andererseits hat sich mit dem inzwischen hochentwickelten Stand der Gebärdensprache als menschenrechtlich verankerter Teil der Gehörlosenkultur eine differenzierte sprachliche Kommunikationsmöglichkeit unter gehörlosen und schwerhörigen Menschen entwickelt, die jedoch im kommunikativen Umgang mit hörenden Menschen keinen weiteren Nutzen erbringt, da die hörende Umwelt ihrerseits die Gebärdensprache nicht kennt und daher auch nicht versteht. Die Deutsche Gebärdensprache, die von den hörgeschädigten Menschen als ihre Muttersprache angesehen wird, verfügt über eine eigene Grammatik, die sich grundlegend von der Grammatik der deutschen Sprache unterscheidet. Gesprochenes und geschriebenes Deutsch fällt vielen hörgeschädigten Menschen schwer. Auch die Lese- und Schreibkompetenz gehörloser Menschen ist häufig eingeschränkt. Viele von ihnen haben Schwierigkeiten, geschriebenes Deutsch zu verstehen.

In Deutschland leben ca. 80.000 gehörlose Menschen sowie ca. 200.000 hochgradig hörbehinderte Menschen. Verschiedene Formen von Hörbehinderungen bringen unterschiedliche kommunikative Fähigkeiten und Bedürfnisse. Daher ergeben sich in der Kommunikation zwischen hörenden und hörgeschädigten Menschen häufig Missverständnisse. Erschwerend kommt noch hinzu, dass man hörgeschädigten Menschen die Form und den Grad ihrer Beeinträchtigung nicht ansieht, wobei es dadurch zu zusätzlichen Missverständnissen kommen kann.

4.4.2 Zum angemessenen Umgang

Sehen Sie den hörgeschädigten Menschen beim Sprechen stets an, damit er ohne störende Nebeneinflüsse von ihren Lippen ablesen kann, zumal das Ablesen von dem hörgeschädigten Kommunikationspartner hohe Konzentrationskraft erfordert und sehr anstrengend ist. Vermeiden Sie daher in jedem Falle, den hörgeschädigten Menschen von hinten anzusprechen oder etwa mit der Hand vor dem Mund. Halten Sie also während des Gesprächs stets direkten Blickkontakt. Sprechen Sie ruhig mit Händen und Füßen und verwenden Sie beim Sprechen Gestik und Mimik in ausdrucksstarker Form.

Sprechen Sie ruhig, langsam und deutlich in normalem Tonfall. Schreien Sie nicht, denn dadurch wird der Ton bei Hörgeräteträgern in der Hörgerätübertragung verzerrt und kann als schmerzhaft empfunden werden.

Vermeiden Sie in Ihrer Sprache einen Dialekt und sprechen Sie möglichst reines Hochdeutsch, da Wörter, die in einem Dialekt gesprochen werden, oft eine veränderte Lippenstellung zur Folge haben und es dadurch beim Ablesen von den Lippen zu Missdeutungen kommen kann. Bemühen Sie sich daher um eine möglichst klare und hochdeutsche Aussprache.

Fragen Sie ruhig und freundlich, falls Sie Zweifel haben, ob der hörgeschädigte Kommunikationspartner Sie versteht bzw. verstanden hat. Schreiben Sie gegebenenfalls etwas auf, was besonders bei

Terminen, Zahlen oder Adressen wichtig und sinnvoll ist. Bleiben Sie bitte auch für den Fall ruhig und freundlich, dass Sie nicht verstanden wurden.

Lassen Sie Ihren hörgeschädigten Kommunikationspartner am besten mit dem Rücken zum Licht sitzen, damit er besser von ihren Lippen ablesen kann.

Sorgen Sie bei einer Unterhaltung in Gesellschaft möglichst dafür, dass der hörgeschädigte Gesprächspartner etwas mitbekommt und machen Sie ihn von Zeit zu Zeit mit dem jeweiligen Gesprächsthema vertraut. So vermeiden Sie aufkommende Isolationsgefühle.

Lachen Sie den hörgeschädigten Kommunikationspartner nicht aus, wenn er etwas nicht verstanden oder eine falsche Antwort gegeben hat. Wiederholen Sie dann bitte Ihre Frage und erklären Sie gegebenenfalls auch, warum die Antwort falsch war.

Vermeiden Sie bei einem Gespräch möglichst unnötige und störende Nebengeräusche. Stellen Sie daher Radio, CD-Spieler oder Fernseher ab.

Wenn Sie nicht wissen oder den Eindruck haben, dass Ihr Gesprächspartner schlecht oder gar nichts hört, so versuchen Sie, dies in höflicher und ruhiger Form herauszufinden, damit Sie sich auf die Person einstellen können. In Hotels z. B. ist es besonders wichtig, von der Hörschädigung eines Gastes zu wissen, damit er in Notfällen (z. B. im Falle eines Brandes) direkt benachrichtigt werden kann.

Als besonders problematisch erweist sich die Kommunikationssituation von gehörlosen oder schwerhörigen Menschen als Patienten im Krankenhaus. Selbst wenn man hier bestimmte Hinweise an das Krankenhauspersonal gibt, um die Kommunikation mit dem gehörlosen oder schwerhörigen Patienten zu gewährleisten, ist die Umsetzung recht schwierig und unsicher. Im Schichtbetrieb des Krankenhauspersonals und der Ärzteschaft ist es schwierig, mit den Kommunikationshinweisen jeden zu erreichen oder zu gewährleisten, dass die Hinweise auch z. B. an die nächste Schicht weitergegeben werden.

Daher ist die Krankenhaussituation von gehörlosen und schwerhörigen Patienten in der Regel von einem hohen Isolationsgrad geprägt, zumal hörende Mitpatienten im selben Zimmer in der Regel auch keine Erfahrungen im kommunikativen Umgang mit gehörlosen oder schwerhörigen Menschen haben. Aus diesen Gründen bleibt hier lediglich die Empfehlung, dass vor allem gehörlosen Patienten die Möglichkeit eingeräumt wird, sich während des Krankenhausaufenthaltes durch eine persönliche Assistenz mit Gebärdensprachkompetenz begleiten zu lassen, die zumindest tagsüber anwesend ist. Hier sind natürlich notwendige Verhandlungen mit dem Krankenhaus sowie mit der Krankenkasse unverzichtbar.

Auf jeden Fall müssen sich diesbezüglich die Interessensverbände gehörloser und schwerhöriger Menschen politisch dafür ein- und durchsetzen, dass solche Assistenz bei Krankenhausaufhalten von gehörlosen und schwerhörigen Menschen möglich und durch die jeweilige Krankenkasse finanzierbar wird.

4.5 Begegnungen zwischen kognitiv beeinträchtigten Menschen (Menschen mit Lernschwierigkeiten) und Menschen ohne Behinderung

4.5.1 Grundsätzliches

Kognitive Beeinträchtigungen stellen sich ähnlich wie bei dem Phänomen „Sehbehinderung“ in einem breiten Spektrum dar. So kann es sich um eine kognitive Beeinträchtigung leichterer Art im Sinne einer sogenannten Lernbehinderung handeln, die in ca. 15 % der Fälle von Geburt an hirnganisch bedingt ist, oder in ca. 85 % der Fälle Folge einer sozialen Deprivation von zumeist früher Kindheit an in einem anregungsarmen und bildungsfernen Elternhaus sein. Auch Fälle von frühkindlichem Hospitalismus können kognitive Beeinträchtigungen häufig zur Folge haben. Schwere hirnganisch bedingte Beeinträchtigungen sind aus medizinischer Sicht als Imbezillität oder Idiotie bezeichnet worden.

Diese Begriffe wurden dann in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts durch den Begriff „geistige Behinderung“ ersetzt, wobei dieser Begriff heute von den Betroffenen ebenfalls als so diskriminierend empfunden wird, dass man in der aktuellen Terminologie von „Menschen mit Lernschwierigkeiten“ spricht.

Ohne ein Pauschalurteil fällen zu wollen, kann man wohl ohne Weiteres konstatieren, dass die von kognitiven Beeinträchtigungen Betroffenen in unserer Gesellschaft die größten und schwierigsten Hürden auf dem Weg in eine inklusive Gesellschaft zu überwinden

haben. Vor mehr als 200 Jahren sind für viele dieser Menschen große Anstalten außerhalb des öffentlichen Blickfeldes entstanden und haben zu einer „exkludierten Parallelgesellschaft“ geführt. Viele der Insassen sind der Vernichtungsaktion im Dritten Reich zum Opfer gefallen. Die vor 30 Jahren von Peter Singer (australischer Philosoph) angefachte Diskussion über den „Lebenswert schwerbehinderter Menschen“ und die inzwischen gesetzlich legitimierte Präimplantationsdiagnostik sind ein untrügliches Zeichen dafür, dass Menschen mit Lernschwierigkeiten als gleichberechtigte und wertgeschätzte Individuen in unserer Gesellschaft immer noch nicht angekommen sind.

Vorurteile, mitleidige Blicke, ein entsetztes Anstarren sowie ein sich abruptes Abwenden sind auch heute immer noch die alltäglichen Signale, die Menschen mit ausgeprägten Lernschwierigkeiten psychisch und emotional kränken und verletzen. Statt Mitleid wünschen sie sich eine respektvolle Begegnung mit anderen Menschen, die sie als ganz normale Leute ansehen.

Hierbei werden sie inzwischen verstärkt von der Bundesvereinigung Lebenshilfe e.V. und weiteren Wohlfahrtsverbänden unterstützt, die mit vielerlei Freizeitaktivitäten, Fortbildungsveranstaltungen sowie Elternseminaren und -treffen sich darum bemühen, den kommunalen Sozialraum in einzelnen Stadtteilen für ein „inklusives Miteinander in Vielfalt“ zu öffnen. Ein gutes Beispiel dafür zeigt sich in den vielfältigen Aktivitäten der Heilpädagogischen Beratungsstelle der Lebenshilfe für Menschen mit Behinderung e.V.,

Kreisvereinigung Main-Taunus, in der Kreisstadt Hofheim am Taunus. Auch angemessene Umgangsformen können hierzu einen guten Teil beitragen.

4.5.2 Angemessene Umgangsformen

In einem ersten Schritt sollten Sie sich motivieren und bereit sein, eventuell bestehende Vorurteile gegenüber Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen, denen Sie selbst vielleicht noch nie zuvor näher begegnet sind, kritisch zu reflektieren und zu revidieren. Inzwischen werden von der Lebenshilfe und weiteren Trägern der Behindertenhilfe bewusstseinsbildende Seminarveranstaltungen und Freizeitevents mit Öffentlichkeitscharakter im Sozialraum einer Kommune angeboten, bei deren Teilnahme Sie Menschen mit Lernschwierigkeiten in lockerer und ungezwungener Atmosphäre begegnen können.

Dabei werden sich dann bald, wie viele Erfahrungen bereits gezeigt haben, die bestehenden Vorurteile in eine positive und nachhaltige Einstellung verwandeln. Dabei werden Sie dann wahrscheinlich erleben, dass die ursprünglichen Vorurteile unbegründet waren und die unmittelbare Begegnung zwischen Ihnen und Menschen mit Lernschwierigkeiten eine persönliche Bereicherung für Sie darstellen kann. Dies führt schließlich dazu, dass Menschen mit Lernschwierigkeiten zunehmend das Gefühl, im alltäglichen Leben einfach dazuzugehören, entwickeln können.

Auf dieser Grundlage werden Sie sich dann künftig auch nicht mehr scheuen, in Bus und Bahn neben Menschen mit Lernschwierig-

keiten Platz zu nehmen. Sie werden dann künftig auch nicht mehr wegschauen, wenn behinderte Menschen verbal angepöbelt oder sogar körperlich angegriffen werden. Intervenieren Sie in solchen Fällen mutig und stehen Sie ihnen bei.

Wenn sich in Ihrem Urlaubshotel auch Menschen mit Lernschwierigkeiten aufhalten, so signalisieren Sie ihnen verbal oder nonverbal, dass sie gern gesehen sind. Intervenieren Sie auch hier mutig und überzeugend, wenn diese behinderten Urlaubsgäste Opfer von Diskriminierung und gezeigter Ablehnung durch andere Gäste werden.

Um die Kommunikation mit Menschen mit Lernschwierigkeiten zu erleichtern und zu optimieren, ist es zu empfehlen, deutlich und nicht zu schnell sowie möglichst ohne Dialekt zu sprechen und sich dabei möglichst in „leichter Sprache“ auszudrücken. Bilden Sie also einfache und kurze Sätze, gute Anschauungsbilder und vermeiden Sie möglichst Fremdwörter bzw. Fachbegriffe. Das gleiche gilt für die schriftliche Kommunikation.

Aufgrund einer zuweilen problematischen Sozialisation in Familie oder Heim haben Menschen mit Lernschwierigkeiten manchmal Verhaltensprobleme im „normalen Umgang“ mit anderen Menschen. So ist ihnen z. B. die situativ bedingte jeweilige Verhaltensweise von Distanz und Nähe nicht immer ganz klar. Kommt ein Mensch mit Lernschwierigkeiten z. B. während eines ersten Gesprächskontaktes schon körperlich sehr nahe oder nach Ihrem Empfinden zu nah oder

umarmt er Sie bereits nach den ersten Sätzen und fragt: „Wollen wir Freunde werden?“, so sagen Sie ihm freundlich, aber zugleich deutlich, dass Sie sich zunächst einmal ganz normal mit ihm unterhalten wollen und lösen sich allmählich aus dem Bereich der zu großen körperlichen Nähe. Bleiben Sie dabei freundlich und respektvoll, so dass Ihr Gesprächspartner sich trotz der von Ihnen geschaffenen größeren körperlichen Distanz nicht verletzt fühlt.

Angemessener Umgang im Einzelhandel und in der Gastronomie

Die meisten Verrichtungen können Menschen mit Lernschwierigkeiten in der Regel genauso bewältigen wie Menschen ohne Behinderung, jedoch brauchen sie häufig dafür mehr Zeit. Geben Sie daher den Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen die notwendige Zeit. Warten Sie ab, bis Sie eine Antwort erhalten. Erklären Sie langsam und gestalten Sie Abläufe so, dass genügend Zeit bleibt zu reagieren.

Informieren Sie Kunden mit kognitiver Beeinträchtigung vorab über die Kosten des Angebots. Für viele nämlich bedeutet der Gedanke, möglicherweise nicht ausreichend Geld zur Verfügung zu haben, eine zusätzliche Stresssituation. Versuchen Sie dabei zu vermeiden, dass der Kunde/Gast den Eindruck erhält, man würde ihm unterstellen, ohnehin nicht zahlungskräftig genug zu sein.

Das Bezahlen im hektischen Umfeld einer Supermarktkasse ist nicht nur für Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen eine Stresssituation. Versuchen Sie, den Kunden trotz einer möglicher-

weise größeren Zahl weiterer wartender Kunden durch ruhiges Auftreten und Hilfsbereitschaft zu unterstützen. Wiederholen Sie die Summe bei Bedarf mehrfach, wenn Sie das Gefühl haben, dass der Kunde unsicher ist.

Kundinnen und Kunden mit kognitiver Beeinträchtigung wirken in manchen Fällen in Auftreten und Sprache auch im Erwachsenenalter zuweilen etwas kindlich. Trotzdem sind es erwachsene Personen, denen Sie auch als solche begegnen sollten. Reden Sie diese Kunden also ganz normal mit „Herr Müller“ oder mit „Frau Meier“ an, sodass Sie damit auch gleichzeitig ein eventuelles Duzen vermeiden, was Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen immer wieder geschieht und absolut despektierlich ist. Denken Sie auch in solchen Situationen immer wieder daran, eine einfache, aber nicht kindliche Sprache zu verwenden und deutlich, aber nicht zu schnell zu sprechen.

Insbesondere bei der Ausgabe von Alkohol und der Annahme von Glücksspielen besteht im Einzelhandel und in der Gastronomie das Problem, dass die exakte Altersangabe und damit eine genauere Nachfrage notwendig werden kann (Verpflichtung durch das Jugendschutzgesetz). Einmal mehr kommt es bei der altersbezüglichen Nachfrage auf die Art und Weise eines angemessenen Umgangs an. Wenn Sie Ihren Kunden auf Augenhöhe begegnen und offen Ihre Unsicherheit ansprechen, werden die wenigsten Kundinnen und Kunden, unabhängig von Behinderung, mit Unverständnis reagieren.

Wenn sich Kundinnen und Kunden mit kognitiven Beeinträchtigungen im Einzelhandel oder in Gaststätten möglichst selbstständig orientieren können, ist dies die Grundvoraussetzung für einen gelungenen Besuch. Für Gäste/Kunden mit kognitiven Beeinträchtigungen sind Beschilderungen nur eingeschränkt nutzbar. Für sie spielt die persönliche Unterstützung zumeist eine große Rolle. Begleiten Sie nach Möglichkeit Kunden mit Behinderung direkt zum gesuchten Ort oder Produkt. Komplexe Wegbeschreibungen mit Richtungsangaben wie „rechts/links“ sind dagegen zumeist wenig effektiv. Nicht alle Kunden mit Behinderung werden von sich aus Unterstützung bei Orientierungsschwierigkeiten suchen. Sprechen Sie daher desorientierte Kunden höflich an und fragen Sie, ob Sie weiterhelfen können.

Nicht nur Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung können häufig kaum oder gar nicht lesen, denn 7,5 Millionen Deutsche zwischen 18 und 65 Jahren können nicht ausreichend lesen und schreiben. Auch für diese Gruppe ist daher ein persönlicher Service und Hilfe bei der Produktauswahl von großer Bedeutung. Überall dort, wo Schriftzüge und längere Texte, aber auch Preisauszeichnungen zum Einsatz kommen, sollten Sie daher die Möglichkeit zur persönlichen Beratung sicherstellen. Begleiten Sie daher fragende Kunden im Einzelhandel direkt zum gewünschten Produkt. Hinweise auf ausgeschilderte Informationen am Regal sind für viele nicht hilfreich.

Halten Sie in der Gastronomie im besten Fall eine Bild-Speisekarte bereit, mit der sich auch Gäste ohne Lesefähigkeit orientieren

können. Nehmen Sie sich andernfalls die Zeit, Gästen direkt am Tisch die Speise- und Getränkeauswahl mündlich vorzustellen und zu erläutern. Dabei sollten Sie sich vergewissern, ob der Kunde Ihre Worte richtig verstanden hat. Vielen Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen fehlt nämlich der Mut, bei Verständnisschwierigkeiten nachzufragen.

Sprechen Sie Menschen mit Behinderung nicht das Recht auf Selbstvertretung ab. Wenden Sie sich, auch wenn eine Assistenzperson anwesend ist, direkt an den behinderten Kunden/Gast. Menschen mit Behinderung haben das gleiche Recht auf ein entspanntes Einkaufs- oder Gastronomieerlebnis wie alle anderen Kunden auch. Sie sollten daher nicht vergessen, dass es für Menschen mit Behinderung angenehm ist, wenn es gelingt, auf ihre Bedürfnisse und Besonderheiten einzugehen, ohne sie in der Öffentlichkeit als Besonderheit bloßzustellen.¹⁵

¹⁵ vgl. „Service für Kunden mit geistiger Behinderung in Einzelhandel und Gastronomie“, Leitfaden herausgegeben von der Bundesvereinigung Lebenshilfe e.V. und dem Bundeskompetenzzentrum Barrierefreiheit, <http://www.lebenshilfe.de/de/themen-fachliches/artikel/KundenmgB.php>

4.6 Begegnungen zwischen sprachbehinderten Menschen und Menschen ohne Behinderung

4.6.1 Was ist Stottern?

Stottern ist eine Unterbrechung des Redeflusses, die sich im Langziehen und Wiederholen von Lauten oder Silben als Sprechblockade darstellt. Manchmal verkrampfen sich die Gesichtsmuskeln. Je nach Situation kann die Stotter-Symptomatik weniger ausgeprägt oder stärker sein. Stottern ist eine im Sinne des Schwerbehindertenrechts anerkannte Behinderung. Die genauen Ursachen des Stotterns sind bis heute ungeklärt. Die Forschung entdeckte in den letzten Jahren auch neuro-physiologische Hintergründe des Phänomens. Die Sprachregionen, die für Planung und Ausführung des Sprechens zuständig sind, arbeiten nicht richtig miteinander. Stottern ist in jeder Altersstufe therapeutisch veränderbar. Stottern ist kein Zeichen mangelnder Intelligenz und ist auch keine psychische Erkrankung. Die Angst vor dem Stottern selbst und vor der Reaktion der Mitmenschen bereitet dem Betroffenen die meisten Schwierigkeiten.

4.6.2 Angemessene Umgangsformen

Im Gespräch mit stotternden Menschen gelten die gleichen Grundsätze wie für jede andere Unterhaltung auch.

Verhalten Sie sich ruhig, sprechen Sie selbst deutlich und langsam und geben Sie damit dem stotternden Gesprächspartner die Möglichkeit, selbst aus der angespannten Gesprächssituation allmählich herauszufinden und an Ihre Entspannungssignale anzu-

knüpfen. Fallen Sie Ihrem stotternden Gesprächspartner nicht ins Wort und vollenden Sie für ihn nicht den Satz vorzeitig, wozu er selbst noch nicht gekommen ist. Dies wirkt auf den Gesprächspartner dominant, maßregelnd und kränkend, da er sich nicht ernst genommen fühlt. Lassen Sie ihn daher in jedem Falle aussprechen! Mit anderen Worten gesagt, ein gut gemeintes Vervollständigen der Sätze ist eher demütigend und Ermunterungen wie „Ganz ruhig!“ können die Stotter-Symptomatik sogar verstärken.

Stotternde Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter benötigen in der Regel keinen auf ihre Sprachbehinderung eingerichteten Arbeitsplatz. Das Verhalten von Kolleginnen und Kollegen spielt aber bei der Integration stotternder Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer eine gewichtige Rolle. Auch hier gilt grundsätzlich ein offener Umgang mit der Situation. Sachliche Informationen wirken eventuellen Vorurteilen entgegen und verhindern Missverständnisse. Stottern kann übrigens weniger werden, wenn der Betroffene sich akzeptiert und ernst genommen fühlt. Klären Sie im Vorfeld miteinander ab, inwieweit das Stottern im Arbeitszusammenhang thematisiert wird. Personal- und Abteilungsleitung sollten dabei ebenso einbezogen werden wie der Betriebsarzt.

Im Schulunterricht haben stotternde Schüler oft einen schweren Stand. Sie melden sich im Unterricht oft nicht, weil sie die Mitschüler dem eigenen Stottern nicht aussetzen wollen und fürchten dabei auch weitere Hänseleien, die sie oft genug schon in den Pausen erleben. Hier ist die Bereitwilligkeit der Lehrkraft gefragt, dem stot-

ternden Schüler einen entsprechenden Nachteilsausgleich zu gewähren, in dem ihm z.B. eingeräumt wird, das ihm aufgetragene Referat zuhause in aller Ruhe auf Video aufzunehmen und zum gegebenen Zeitpunkt in der Klasse im Unterricht abzuspielen, ohne die Chancengleichheit gegenüber den anderen Schülern zu verletzen.

In der Schule darf das Stottern kein Tabu sein. Suchen Sie das persönliche Gespräch mit dem betroffenen Schüler und seinen Eltern. Hänseleien durch Mitschüler können Sie etwas entgegenstellen, indem Sie in der Klasse „Anderssein“ zum Thema machen. Leitgedanke: Jeder hat Stärken und Schwächen. Dazu gehört, dass der Schüler vor der Klasse offen über sein Stottern spricht.

Treffen Sie Absprachen mit dem Schüler und seinen Logopäden, um an die Sprachtherapie anzuschließen.: Möchte er aufgerufen werden oder nur sprechen, wenn er sich selbst meldet? Möchte er ein Referat von seinem Platz aus vortragen, möchte er dabei sitzen oder stehen?

Für den Fall, dass die anderen Schüler noch etwas mehr über die Ursache des Stotterns erfahren möchten, besteht auch die Möglichkeit, den/die Logopäden/Logopädin des stotternden Schülers einzuladen, damit er/sie der Klasse eine fachliche Aufklärung vermittelt.¹⁶

¹⁶ vgl. Bundesvereinigung Stottern und Selbsthilfe e.V. <http://www.bvss.de/>

4.6.3 Was ist Aphasie?

Eine Aphasie, aus dem griechischen „aphasía“, in deutscher Übersetzung „Sprachlosigkeit“, ist eine erworbene Störung der Sprache aufgrund einer Schädigung in der dominanten, zumeist der linken Hemisphäre des Gehirns. Aphasien treten nach verschiedenen Erkrankungen oder Verletzungen wie z. B. Schlaganfall oder Schädel-Hirn-Trauma, Gehirnblutungen, Tumoren oder entzündlichen Erkrankungen nach abgeschlossenem Spracherwerb auf. Sie verursachen Beeinträchtigungen in einzelnen sprachlichen Modalitäten wie Sprechen, Verstehen, Schreiben und Lesen, aber auch im nichtsprachlichen Bereich in unterschiedlichen Schweregraden. Sprachliche und nichtsprachliche Symptome sind charakteristischerweise kombiniert, weshalb Aphasie oder aphasische Störungen auch als multimodale Störungen bezeichnet werden.¹⁷

4.6.4 Angemessener Umgang mit von Aphasie betroffenen Menschen

Behandeln Sie den Menschen mit Aphasie als gleichwertigen Kommunikationspartner. Reden Sie ruhig und etwas langsamer, aber ganz natürlich und mit normaler Satzmelodie. Es ist nicht nötig, übermäßig betont, ausführlich und mit vielen Wiederholungen in erhöhter Lautstärke zu sprechen. Dies würde den Menschen mit Aphasie nur kränken, weil er sich nicht erwachsenengerecht angesprochen fühlt.

¹⁷ vgl. Wikipedia <https://de.wikipedia.org/wiki/Aphasie>

Versuchen Sie, Ihrem Kommunikationspartner mit Aphasie gerade im sprachlichen Bereich möglichst weitgehend die Selbstständigkeit zu lassen. Nehmen Sie ihm nicht das Sprechen ab, wenn er sich – eventuell auch mit zeitlicher Verzögerung – selbst ausdrücken kann. Es ist ganz normal, wenn Sie aufgrund von ungewohnt langen Pausen, die der Mensch mit Aphasie im Fortgang des Sprechens macht, nervös und ungeduldig werden. Es kommt nur darauf an, dass Sie dem Kommunikationspartner mit Aphasie diese Pausen zugestehen und ihn nicht mit Ihren eigenen Worten unterbrechen.

Sprechen Sie dem Kommunikationspartner mit Aphasie nicht Wörter vor, verbunden mit der Aufforderung, sie zu wiederholen, es sei denn, der Kommunikationspartner mit Aphasie wünscht dies ausdrücklich.

Sprechen nicht zu Dritten über ihn, als ob er gar nicht vorhanden wäre, sondern versuchen Sie stets, ihn ins Gespräch mit einzubeziehen, auch wenn er selbst sich nicht äußern kann.

Wenn Sie mit Ruhe und Gelassenheit, aber ohne jede Art von Ungeduld Ihrem Kommunikationspartner mit Aphasie wertschätzend vermitteln, dass Sie ihn trotz seiner sprachlichen Beeinträchtigungen als gleichberechtigten Kommunikationspartner akzeptieren, so ist es auch möglich, Menschen mit schwerer Aphasie in Gespräche und Entscheidungsprozesse mit einzubeziehen oder ihre Bedürfnisse und Wünsche zu erfahren. Es ist wichtig, sich immer wieder darum zu bemühen, damit die von Aphasie betroffenen Kommuni-

kationspartner nicht resignieren, sich abkapseln und dadurch ihre sprachlichen Fähigkeiten zunehmend verkümmern.

Sie sollten stets darauf achten, dass der Kommunikationspartner mit Aphasie Ihnen zugewandt und wirklich aufnahmebereit ist. Sie sollten dabei die Aufmerksamkeit auf sich lenken und Blickkontakt herstellen. In jedem Fall sollten Sie sich Zeit lassen und nicht zu schnell sprechen. Eventuell trägt es auch zum Verstehen bei, wenn das Gesagte wiederholt oder in anderen Worten nochmals formuliert wird. Themenwechsel sollten nicht abrupt vollzogen werden.

Bei schweren Verständigungsproblemen kann es helfen, wenn Fragen so gestellt werden, dass man sie mit „Ja“ oder „Nein“ beantworten kann (z. B. „War der Briefträger schon da?“ statt „Was ist mit der Post gekommen?“).

Menschen mit Aphasie benötigen schon für das Verstehen die gesamte Aufmerksamkeit. Es ist also ratsam, nicht zwei oder mehrere Handlungen gleichzeitig zu tun, wie etwa laufen und sich dabei unterhalten. Hintergrundgeräusche, wie z. B. Radio oder Straßenlärm, können von Menschen mit Aphasie nur sehr schwer ausgeblendet werden und stören sie in vermehrtem Maße. Gespräche in einer Gruppe von mehreren Menschen sind für Menschen mit Aphasie weitaus schwieriger zu verstehen als Gespräche mit einer einzelnen Person.

Man sollte einen Menschen mit Aphasie nicht verbessern, wenn er ein falsches Wort sagt. Wichtig ist vielmehr, ob man versteht, worum es geht. Oft hängen falsche Wörter thematisch mit dem

zusammen, was der Betroffene eigentlich ausdrücken will. Manchmal bleibt er aber auch an einem vorher genannten Begriff haften. Wenn man Zweifel hat, ob der Kommunikationspartner mit Aphasie das antwortet, was er wirklich meint, sollte man eine einfache, verständliche Frage stellen.

Hören Sie nicht nur auf das, was gesagt wird, sondern auch, wie es gesagt wird. Auch wenn Betroffene wenige oder gar keine Wörter sprechen können, so kann man oft an der Lautbetonung hören, ob sie zustimmen, ablehnen oder etwas wissen möchten.

Häufig wird es trotz allem nicht gelingen herauszubekommen, was der Betroffene sagen will. Trotzdem sollte der Kommunikationspartner mit Aphasie durch Sie die Gewissheit bekommen, dass seine Ansicht gleich, bald oder zumindest später bei einem erneuten Versuch verstanden werden wird. Hier könnte es hilfreich sein zu sagen: „Wir finden es heraus.“, „Fangen Sie nochmal an.“ oder „Wir versuchen es später noch einmal herauszufinden.“ Für den Fall, dass Sie Ihre sprachlichen Äußerungen durch Mimik, Gestik, Aufzeichnen oder Zeigen von Gegenständen begleiten und unterstreichen, so steigt die Wahrscheinlichkeit, dass Sie von Ihrem Kommunikationspartner mit Aphasie verstanden werden.

Sucht Ihr Kommunikationspartner mit Aphasie offensichtlich nach einem bestimmten Ausdruck, so kann man ihn bei der Suche nach dem fehlenden Wort oder Begriff unterstützen. Manchmal kann es auch helfen, ein Stichwort aufzuschreiben.

Ein weiteres Problem in der Verständigung besteht darin, dass manche Kommunikationspartner mit Aphasie „Ja“ und „Nein“ verwechseln. Manchmal können sie von einer einmal gefundenen Antwort nicht mehr abrücken und wiederholen sie ständig, obwohl sie eigentlich das Gegenteil meinen.

Es kommt auch häufiger vor, dass Kommunikationspartner mit Aphasie mit „Ja“ antworten, ohne etwas verstanden zu haben. Das zeigen auf Wortkärtchen mit „Ja“ und „Nein“ kann zuverlässigere Resultate erbringen.

Einige von Aphasie betroffene Menschen wiederholen Fragen oder Äußerungen der Gesprächspartner (Echolalie), ohne etwas vom Sinn zu verstehen. Dadurch kann irrtümlicherweise der Eindruck entstehen, sie hätten das Gesagte verstanden. Ihre spontane Gestik und Mimik, mag sie auch noch so ausgeprägt und ausdrucksvoll sein, erbringen oft keine interpretierbare Information. Dadurch entsteht oft mehr Verwirrung als Klarheit. Als Gesprächspartner sollte man von Aphasie betroffene Kommunikationspartner immer wieder darauf aufmerksam machen, wenn man etwas nicht verstanden hat. Tut man dies selten oder nie, können große Missverständnisse entstehen.¹⁸

¹⁸ vgl. Beratungsbroschüre „Aphasie“ der Deutschen Gesellschaft für Sprachheilpädagogik und <http://www.rokitta.info/aphasie/umgang.htm>

4.7 Begegnungen zwischen psychisch behinderten Menschen und Menschen ohne Behinderung

4.7.1 Grundsätzliches

Bei der Gruppe von psychisch kranken oder behinderten Menschen besteht das Problem, dass es sich dabei um eine große Bandbreite von psychischen Erkrankungen und Behinderungen handelt, wobei sich die Phänomene „psychische Erkrankung“ und „psychische Behinderung“ in bestimmten Feldern überschneiden. Daher ist es unmöglich, sich ein einheitliches Bild von einer psychischen Erkrankung oder psychischen Behinderung zu machen, wie es z. B. bei dem Phänomen „Blindheit“ möglich ist. Schon seit mehr als 200 Jahren wurden von psychischer Erkrankung oder Behinderung betroffene Menschen mit der Begründung der Selbst- und Fremdgefährdung, also zum Schutz ihrer selbst und zum Schutz der Gesellschaft, in psychiatrischen Anstalten weggesperrt, womit ihnen das Menschenrecht auf soziale Partizipation am Leben in der Gesellschaft oft für viele Jahre oder bis zum Lebensende entzogen wurde. In unserer heutigen schnelllebigen Zeit, verbunden mit steigendem beruflichen Stress und vielen anderen Herausforderungen, erkranken in unserer Gesellschaft jährlich ca. eine Million Menschen einmal oder mehrfach an einer psychischen Erkrankung, was die steigende Zahl von Kurz- oder Langzeitaufenthalten in psychiatrischen Kliniken zur Folge hat. Dabei gibt es auch heute noch tausendfache Zwangseinweisungen in psychiatrische Kliniken (z. B. nach dem Hessischen Freiheitsentziehungsgesetz), um, wie gesagt,

die Betroffenen vor Selbstgefährdung und die Gesellschaft im Sinne von Fremdgefährdung vor ihnen zu schützen.

Psychische Erkrankung und Behinderung sind in der Regel zunächst einmal nicht sichtbar, meist sogar nicht einmal direkt bemerkbar. Eine immer größere Anzahl von Menschen erkranken heutzutage in unserer Gesellschaft einmal oder mehrfach in ihrem Leben an einer psychischen Erkrankung, z. B. in Gestalt einer schweren Depression oder eines Angstzustandes, verbunden mit wahnhaften Vorstellungen.

Diese psychischen Erkrankungen sind heute gut behandelbar. Aus Angst vor Diskriminierung und Stigmatisierung versuchen aber gleichzeitig viele Betroffene, ihre psychische Erkrankung oder Behinderung zu kaschieren. Dies ist auch gut nachzuvollziehen, denn die von psychischer Erkrankung oder Behinderung betroffenen Menschen wissen aufgrund ihrer vielfachen Ausgrenzungserfahrungen sehr wohl über die Einstellung der Gesellschaft zu ihnen, die sie aufgrund von Unerfahrenheit im Umgang miteinander sowie von Unaufgeklärtheit, Vorurteilen und Fantasievorstellungen für unberechenbar und gefährlich halten. So werden mit solchen negativen und vorurteilsbelasteten Einstellungen auch häufig erste zaghafte Versuche zur gesellschaftlichen Integration von psychisch kranken oder behinderten Menschen schon im Keim erstickt, wenn z. B. ein Projektträger in einer Kommune ein Wohnhaus für psychisch behinderte Menschen anmietet und daraufhin sofort eine Bürgerinitiative entsteht, die ein solches Projekt unbedingt verhindern will. Selbst

bei bereits vollzogener Integration von Menschen mit psychischer Behinderung im Lebensbereich „Wohnen“ ist nach einem Bericht der Leiterin eines psychosozialen Zentrums verstärkt beobachtet worden, dass die Betroffenen durch vermehrte Räumungsklagen wieder aus ihren Wohnungen und damit aus dem Sozialraum des Quartiers exkludiert wurden.

Das Profil der einzelnen psychischen Erkrankungen und Behinderungen ist so unterschiedlich, dass man, wie z.B. beim Umgang mit blinden Menschen, keine einheitlichen festen Regeln aufstellen kann. Der Mensch, der an Schizophrenie (gehört zur Gruppe der sogenannten Psychosen, die durch Störungen in der Realitätswahrnehmung und -beurteilung charakterisiert sind) erkrankt ist, hat eine völlig andere Lebens- und Bedürfnislage und ein völlig anderes erlebtes Krisengeschehen als der Mensch mit einer manischen Depression. Bezüglich eines angemessenen Umgangs bedarf es hier in jedem Einzelfall einer zusätzlichen Beratung und Unterstützung durch fachkompetente Psychiater, Therapeuten und erfahrenen und kompetenten Mitarbeitern in psychosozialen Zentren. Daher können hier nur einige allgemein verbindliche Regeln aufgestellt werden.

4.7.2 Zum angemessenen Umgang mit psychisch kranken und behinderten Menschen

Sie sollten wissen, dass es für psychisch kranke und behinderte Menschen wichtig ist, ihre Medikamente regelmäßig und in der vorgeschriebenen Dosierung unter ärztlicher Kontrolle einzunehmen,

Alkohol zu vermeiden und nicht besonderen zusätzlichen Anforderungen und Belastungen ausgesetzt zu sein.

Psychische Krankheit oder Behinderung wird für Sie, wenn überhaupt, auch dadurch erkennbar, dass der betroffene Mensch besondere Schwierigkeiten im Kontakt mit seinem sozialen Umfeld hat. Einem psychisch kranken Menschen zu helfen, heißt für Sie, mit Geduld, Beständigkeit, Offenheit und Zuwendungsbereitschaft die eigene Kontaktbereitschaft stets aufs Neue zu verdeutlichen, sich nicht enttäuscht zurückzuziehen, wenn Ihr Angebot nicht oder nicht sofort angenommen wird. Unterstützen heißt auch hier für Sie, den betroffenen Menschen nicht wie einen Kranken oder Unmündigen zu behandeln, sondern ihm unter Berücksichtigung seiner besonderen Situation so normal wie möglich zu begegnen.¹⁹

4.8 Begegnungen zwischen von Asperger-Autismus betroffenen Menschen und Menschen ohne Behinderung

4.8.1 Grundsätzliches

Das Autismus-Spektrum ist ein Sammelbegriff für eine Reihe von verschiedenen Erscheinungsformen des Phänomens „Autismus“. Zumeist wird unterschieden in **frühkindlicher** oder **Kanner-Autismus** (nach dem Psychiater Leo Kanner als Entdecker), **Asperger-Au-**

¹⁹ vgl. DRK, Umgang mit behinderten Menschen, Menschen mit psychischen Erkrankungen http://www.drk.riesenbeck.de/rkgem/btd_umgangbeh-menschen.htm

tismus (nach dem Psychiater Hans Asperger als Entdecker), **High Functioning-Autismus** sowie **atypischer Autismus**. Da dieser Beitrag kein psychiatrisches Lehrbuch sein kann und sein soll, beziehen sich die folgenden Ausführungen im speziellen auf den Asperger-Autismus. Dieser kommt innerhalb der verschiedenen Autismusformen am häufigsten vor und es handelt sich in den Fällen, in denen wir Menschen mit Autismus begegnen, in der Regel um die Form des Asperger-Autismus.

Zumeist ist es recht schwierig, die Diagnose zu stellen. Es ist die Aufgabe von erfahrenen und kompetenten Kinder- und Jugendpsychiatern. Die gestellte Diagnose ist vor allem notwendig für sozialrechtliche Maßnahmen, wie z. B. für das notwendige Therapieangebot, die Beschulung und auch für den Einsatz von Schulbegleitern.

4.8.2 Zur Ätiologie

In der in den ca. letzten 50 Jahren erschienenen Fachliteratur zum Phänomen „Autismus“ wird in der Regel Wert gelegt auf die Darstellung des Symptomkatalogs. Diese Symptomkataloge bestehen dann in einer Aufzählungsliste von Verhaltensweisen autistischer Menschen, die von den Autoren jeweils als „defizitär“ oder als „abweichend“ bezeichnet werden. Dies hatte bisher zwangsläufig zur Folge, dass die zwischenmenschlichen Begegnungen mit autistischen Menschen von einem Bündel von Vorurteilen und Voreingenommenheiten geprägt wurden und daraus häufig solch unreflektierte Ängste entstanden, dass man eine Begegnung mit

autistischen Menschen möglichst vermied und sie sogar für lange Zeit für bildungsunfähig hielt. So war es erst der unentwegte und engagierte Kampf der Eltern autistischer Kinder, mit dem es in jahrzehntelangen Bemühungen endlich gelang, autistische Menschen als beschulungsfähig und gesellschaftlich integrierbar mit den entsprechenden Therapieangeboten und Bildungsmaßnahmen anzuerkennen. So spiegeln sich diese besagten Vorurteile und Ängste auch deutlich in einer im letzten Jahrhundert erschienenen Veröffentlichung von Delacato mit dem Titel „Der unheimliche Fremdling“ wider.

Die in den letzten 50 Jahren erfolgten wissenschaftlichen Forschungsaktivitäten zum Autismus-Phänomen haben zu vielerlei Theorien geführt, die jedoch aufgrund der neuesten neurophysiologischen Forschungen alle wieder verworfen werden konnten.

Diese Forschungen haben inzwischen den Beweis erbracht, dass die riesige und immer weiter steigende Menge von Umweltreizen uns Menschen in die Situation versetzt, in jeder Sekunde 109 Außenweltinformationen über unsere Sinne aufzunehmen, wobei über 90 % dieser Außenweltreize über das menschliche Auge wahrgenommen wird. Diese Fülle an Reizen können wir nur ertragen und verarbeiten, weil das menschliche Gehirn uns in die Lage versetzt, mit seinen Hochleistungspotenzialen diese ungeheure Fülle an Außenweltreizen zu sortieren, sie in sehr wichtige, wichtige und weniger wichtige Reize zu unterscheiden und uns somit ein gut strukturiertes Bild von der Außenwelt vermittelt. Auf dieser Basis kann

dann das Kind im Rahmen seiner Entwicklungsfortschritte seine Ich-Instanz entwickeln, die den Rahmen dafür bildet, eine bewusste Ich-Identität aufzubauen, mit deren Hilfe wir ein eigenes Bewusstsein von uns selbst entwickeln und uns damit klar von den anderen Lebewesen, Gegenständen und Vorgängen in der Umwelt abgrenzen können.

Eine im Rahmen neurophysiologischer Forschungen inzwischen entdeckte Hirnfunktionsstörung ist letztlich dafür verantwortlich, dass bei autistischen Menschen in individuell unterschiedlichen Graden diese Fähigkeit zur Verarbeitung der ungeheuren Menge von Außenweltreizen mehr oder weniger nicht ausgebildet ist. Ohne dass wir uns dies auch nur im Entferntesten vorstellen können, bewirkt dieser Umstand, dass die große Menge an Reizen mehr oder weniger chaotisch, d.h. unstrukturiert, bereits auf das autistische Kind einprasselt, sodass es zunächst keine Chance hat, den Abgrenzungsprozess zwischen seinem Selbst und den Umweltgegebenheiten zu entwickeln und sich daraus die eigene Ich-Identität zu erarbeiten – ein Zustand, den jeder von uns sich nicht vorstellen kann, den wir aber als sozusagen schicksalhaft gegeben akzeptieren müssen.

Auf diesem Hintergrund entwickeln dann autistische Kinder und auch Erwachsene eine Reihe von Symptomen, die wir in einem neuen Verständnis von Autismus als ein „verzweifelttes Bemühen“ des autistischen Menschen, sich gegen diese chaotisch erlebten Umweltreize zu schützen und dem Chaos doch noch eine Struktur abzugewinnen,

erkennen können. Unter diesem Blickwinkel verwandeln sich die im Folgenden dargestellten, ausgewählten Symptome in Gestalt von festgestellten Defiziten und Verhaltensabweichungen zu Gestaltungselementen, mit denen autistische Menschen sich vor dem erlebten Chaos schützen und ihr Umwelterleben erträglich managen wollen.

4.8.3 Haltungs- und Verhaltenscharakteristika

- Bestreben, in sich zurückgezogen und isoliert von anderen Menschen zu leben.

Mit dieser Haltung möchte der autistische Mensch insbesondere die als chaotisch erlebte Fülle von Umweltreizen reduzieren. In diesem Charakteristikum steckt auch die Quelle für den Begriff „Autismus“, denn „autos“, aus dem Griechischen kommend, heißt übersetzt „selbst“ oder „selbstbezogen“.

- Bestreben nach Gleichhaltung der Umwelt.
Veränderungen wie z. B. durch Wohnungswechsel oder Wechsel in einen neuen Klassenraum der Schule können Ängste und Irritationen erzeugen, da dadurch die bis dahin erworbenen Strukturierungserfolge bei den Außenweltreizen zunichtegemacht werden.
- Zuweilen verlangsamte Sprachentwicklung.
Bei der sprachlichen Kommunikation fällt die häufige Wiederholung von Wörtern oder auswendig gelernten Sätzen (z. B. aus Werbung oder Filmen) auf. Auch damit versucht der autistische Mensch, in Kommunikationsprozessen die Umwelt

gleich zu erhalten und Veränderungen durch das kommunikative Geschehen zu vermeiden.

- Die erlebte Schwäche in der eigenen Ich-Identität zeigt sich bei dem autistischen Menschen in der sog. Pronominalumkehr. Hierbei liegt eine sprachliche Verwechslung von Ich und Du vor, in dem z. B. der autistische Mensch statt: „Ich möchte Wasser trinken!“ sagt: „Du möchtest Wasser trinken!“
- Der autistische Mensch kann sich gar nicht oder nur sehr schwer in die Gefühls- und Gedankenwelt anderer Mitmenschen hineinversetzen (Theory of Mind). Dies wird von der Umwelt in der Regel dann als arrogant oder gefühllos interpretiert. In Wirklichkeit aber ist der autistische Mensch mit der Bewältigung seines von ihm erlebten Chaos der Umweltreize so ausgefüllt, dass er wohl für von seinen Mitmenschen in einer bestimmten Situation erwartetes Mitgefühl keinen psychischen Aktionsraum hat. Wenn also jemandem z. B. beim Wohnungs- umzug ein schwerer Blumenkübel auf den Fuß fällt und er daraufhin vor Schmerzen schreit, so zeigt der autistische Mensch in der Regel keine Reaktion, was bei den Mitmenschen in dieser Situation zu Empörung führt, weil sie es nicht verstehen.
- Beim Sprechen klingt die Stimme eines autistischen Menschen oft automatenhaft, da das Gesagte ohne Sprachmelodie ausgedrückt wird. Auch in diesem Falle schimmert die Schwäche der Ich-Identität durch.

- Autistische Menschen nehmen im Rahmen sprachlicher Kommunikation mit anderen das Gesagte wortwörtlich. Sie kennen und verstehen keine umgangssprachlichen Floskeln und schon gar nicht sprachlich übliche Metaphern. Trägt man z. B. einen schweren Gegenstand in einen anderen Raum und fragt den anwesenden autistischen Menschen: „Können Sie mir mal die Tür aufmachen?“, so wird er lediglich mit „Ja.“ antworten, aber die Tür nicht öffnen. Dies wird dann von dem Bittenden in der Regel als unhöfliches Verhalten interpretiert, obwohl der autistische Mensch die Tür sicherlich geöffnet hätte, wenn er mit „Machen Sie mir bitte einmal die Tür auf!“ darum gebeten worden wäre. Das Unvermögen, übliche Metaphern zu verstehen, zeigt sich in folgendem Beispiel:

Der Vater sagt in einem Gespräch zu seinem autistischen Sohn: „Da hat man Dir aber einen Bären aufgebunden!“ Da sein autistischer Sohn dies wörtlich nimmt, fragt er: „Papa, wann war das denn, als man mir den Bären auf den Körper gebunden hat?“

Ein letztes Beispiel soll verdeutlichen, wie Missverständnisse dadurch entstehen können, dass autistische Menschen alles wörtlich nehmen:

In einer Grundschulklasse sagt die Klassenlehrerin zu den Kindern: „So, legt alle eure Sachen jetzt erst einmal unter den Tisch!“ Daraufhin nimmt der autistische Schüler sein Mäppchen, seine Hefte und seine Schulbücher und wirft sie unter den Tisch auf den

Boden. Dies empfindet die Lehrerin als offene Provokation und will den Schüler bestrafen. Erst durch die spontane Intervention der Autismus erfahrenen Integrationsfachkraft des Schülers konnte der Lehrerin deutlich gemacht werden, dass der autistische Schüler ihre Anweisung nur wortwörtlich genommen hat, woraufhin die Lehrerin von der Bestrafung absah.

- Autistische Menschen können nicht lügen. Sie sagen immer die Wahrheit, da sie sich nicht in Situationen einfühlen können, in denen es besser gewesen wäre zu schweigen oder vielleicht sogar eine Notlüge zu gebrauchen, so wie es jeder von uns schon praktiziert hat.
- Autistische Menschen interessieren sich mehr für Gegenstände in der Umwelt als für Mitmenschen. Die intensive und oft lange Beobachtung einer rotierenden Waschmaschine ist für ihn faszinierender als Spielangebote von Seiten der Mutter. Dabei wird deutlich, dass die rotierende Waschmaschine in ihren immer gleichförmigen Bewegungen für das autistische Kind mehr zur „Gleicherhaltung der Umwelt“ beitragen kann als die Lebendigkeit der Mutter im Spiel, wobei das autistische Kind ständige Situationsveränderungen ertragen müsste.
- Autistische Menschen interessieren sich schwerpunktmäßig für technische und naturwissenschaftliche Vorgänge und Zusammenhänge. In der Schule zeigen autistische Kinder für diesen Bereich große Lernmotivation, einen hohen Leistungsstand und zuweilen auch eine Hochbegabung.

Besonders verwunderlich sind bei manchen autistischen Menschen Höchstleistungen in ganz speziellen Bereichen. So können manche selbst in hohen Zahlenbereichen im Kopf schneller rechnen als ein Taschenrechner. Andere verfügen über einen „inneren Kalender“, mit dem sie in Sekundenschnelle in der Lage sind, für ein ausgewähltes zurückliegendes oder zukünftiges Datum (z.B. 11. April 1643 oder 5. Oktober 3017) den Wochentag zu bestimmen. Diese erstaunlichen Höchstleistungen sind aber leider in der Regel im Hinblick auf die Sicherung einer beruflichen Existenz gesellschaftlich nicht verwertbar.

- Manche autistischen Menschen verfügen über eine Hypersensibilität im haptischen, auditiven oder olfaktorischen Bereich. Daraus ist zu verstehen, dass sie körperliche Berührungen wie Händedruck oder Umarmungen möglichst vermeiden, sich bei zu starken Geräuschen (z. B. Fluglärm) die Ohren zuhalten oder nur flüssige oder breiähnliche Nahrung wie Quark oder Joghurt zu sich nehmen. Wenn Eltern oder Pädagogen von dieser Hypersensibilität des autistischen Kindes nichts wissen, so wird das diesbezügliche Verhalten sehr schnell als Provokation bewertet.

²⁰ Auf eine Darstellung weiterer Verhaltenscharakteristika wird an dieser Stelle verzichtet, da die in der Literatur weiterhin noch aufgeführten Symptome sich auch auf andere Formen schwerer und schwerster Beeinträchtigungen beziehen und daher nicht „typisch autistisch“ sind.

Vgl. „Die 10 häufigsten Fragen zu Autismus und Schule“, Michael Dohmen, erschienen in „Autismus“, Zeitschrift des Bundesverbandes Autismus Deutschland e.V., Ausgabe Oktober 72/11

- Der autistische Mensch erscheint als verschlossen. Er zieht es vor, allein zu sein und schließt keine Freundschaften.
- Der autistische Mensch vermeidet den Blickkontakt und reagiert in der Regel auch nicht auf Blickkontakt oder Lächeln.
- Der autistische Mensch entzieht sich häufig einem angebotenen Körperkontakt, weil dieser als überstimulierend oder überfordernd empfunden wird.²⁰

4.8.4 Angemessene Umgangsformen

Von Autismus betroffene Menschen haben häufig Schwierigkeiten in der zwischenmenschlichen Kommunikation. Benutzen Sie daher eine klare, einfache Sprache.

Da autistische Kinder und Erwachsene sich über bestimmte gesellschaftliche Umgangsregeln und -formen nicht im Klaren sind, ist es notwendig, ein liebevolles, konsequentes und verständliches Vorgehen zu praktizieren. Dies gilt gleichermaßen für die Lebensorte Elternhaus, Schule und Arbeitswelt. Dieser Empfehlung können natürlich nur Eltern, Lehrkräfte und Arbeitgeber nachkommen, die sich mit den neuesten Ergebnissen der Ursachenforschung des Autismus auseinandergesetzt und fortgebildet haben. Gerade die im vorangegangenen Abschnitt dargestellten „autistischen Verhaltenscharakteristika“ zeigen deutlich das in ihnen steckende Konfliktpotenzial, wenn diese Verhaltensformen aus Unwissenheit über den Autismus im Rahmen gesellschaftlich üblicher Umgangsformen falsch interpretiert werden.

Menschen mit Autismus sind, wie dargelegt, durch Veränderungen in der Umwelt häufig mehr oder weniger stark verunsichert. Es ist daher wichtig, dass Ihr (pädagogisches) Verhalten klar strukturiert und vorhersehbar ist. Kündigen Sie Abläufe und Planungen an.

Autistische Menschen profitieren von einer bildlichen oder symbolisch markanten Darstellung von Abläufen oder Angeboten. Entwickeln Sie daher Ablauf- und Tagespläne. Eine gute Vorlage dafür bietet das sogenannte TEACCH-Modell (Treatment and Education of Autistic and related Communication handicapped Children, deutsch: „Behandlung und pädagogische Förderung autistischer und in ähnlicher Weise kommunikationsbehinderter Kinder“)²¹ für die Planung und Strukturierung von Unterricht.

Menschen mit Autismus und Menschen, die sie unterstützen (Familie, Lehrer) geraten aufgrund der hohen Anforderungen bezüglich der „angemessenen Begegnung“ mit dem autistischen Menschen und in dem Bemühen, den Autismus in seinen Ursachen und Lebensäußerungen zu verstehen, nicht selten an ihre Grenzen. Daher ist es wichtig, die eigenen Kräfte wieder zu stärken und unterstützende Angebote (z. B. Therapeuten, autismuserfahrene Integrationsfachkräfte) zu nutzen.

Schon das autistische Kind benötigt dringend eine Chance, in den Lebensbereichen Familie, Kindertagesstätte und Schule **tragfähige Beziehungen** aufzubauen, um gezielt gefördert zu werden und

²¹ siehe <http://de.wikipedia.org/wiki/TEACCH>

sich entwickeln zu können. Dies erfordert eine auf Ausbildung und Qualifizierung basierende **verstehende Haltung und Einstellung** der schulischen Bezugspersonen, konsequente und verlässliche Rahmenbedingungen sowie ein **intensives Einbeziehen der Eltern und der betreuenden Personen**.²²

Auf diese Weise ist es möglich, dass autistische Kinder und Jugendliche, aber auch noch Erwachsene, entwicklungsfördernde Beziehungen zu Personen und Sachen aufnehmen, sie annehmen und somit Strukturen des sozialen Handelns aufbauen können.

Da, wo im Rahmen der Entwicklungsförderung bei allen Beteiligten in den einzelnen Sozialisationsstufen sich das „Verstehen des autistischen Menschen“ einstellt und das Alltagshandeln bestimmt, wachsen auch vermehrt die Erkenntnis und Einsicht, dass Autismus im Gegensatz zu der heute immer noch in der Literatur und den Medien vertretenen Position eben **keine Krankheit** ist. Autismus stellt sich dar als eine **Hirnfunktionsbeeinträchtigung**, die auf neurophysiologische Barrieren in der Wahrnehmungsverarbeitung

²² In diesem Zusammenhang ist positiv hervorzuheben, dass bereits vor vielen Jahren der Bundesverband Autismus Deutschland e.V. ein Fortbildungsinstitut gegründet hat, das mit einem breit angelegten Fortbildungsangebot Eltern autistischer Kinder sowie Betreuungspersonen die Möglichkeit bietet, autistische Menschen in ihren besonderen Lebensformen und -problemen wahrzunehmen und zu verstehen, um schließlich als erfahrene und qualifizierte Experten zu einer Lebensstabilität autistischer Menschen beitragen zu können.

von Welt stößt und damit letztlich zur **Behinderung im Sinne einer Kommunikationsstörung** wird. Diese kann sich aber noch verstärken durch weitere Barrieren in Gestalt des „Nichtverstehen-Könnens“ autistischer Menschen in ihren Lebensausprägungen durch die nicht autistische Umwelt.

Deutlich sichtbar werden diese umweltbedingten Barrieren in dem folgenden, offenen, aber geradezu auch erschütternden Bericht einer Frau mit Asperger-Autismus über ihre Schulzeit – ein Bericht darüber, was Lehrer alles falsch machen können.

4.8.5 Andrea Bröker:

Meine Schulzeit als Asperger-Autistin²³

Jeder von uns erinnert sich an seine eigene Schulzeit zurück, wie sie uns beeinflusste, mit guten, aber leider auch in manchen Fällen mit schlechten Erfahrungen. Man verbrachte viele Jahre seines Lebens in der Schule, dort wurden Begabungen und Schwächen erkannt und dort fielen Entscheidungen über das spätere Leben. Die Schulzeit prägt uns Menschen daher in ganz besonderer Weise und nicht umsonst gibt es viele Geschichten, Romane und Verfilmungen, die in Schulen spielen, vom Verhältnis der Schüler untereinander,

²³ mit freundlicher Genehmigung der Vorsitzenden des Bundesverbandes Autismus Deutschland e.V., Maria Kaminski, wörtlich entnommen aus „Meine Schulzeit als Asperger-Autistin“, Andrea Böker, erschienen in „Autismus“, Zeitschrift des Bundesverbandes Autismus Deutschland e.V., Ausgabe Oktober 72/11 sowie der Autorin (<http://www.polygonos.net>)

aber im Besonderen auch vom Verhältnis von Schülern zu ihren Lehrern erzählen.

Ich möchte Ihnen ein wenig aus meiner Schulzeit erzählen. Ich versuche, mich an alle wichtigen Dinge zu erinnern und hoffe, dass ich damit anderen vom Asperger-Syndrom betroffenen Kindern ein wenig helfen kann, ihnen das zu ersparen, was ich als nichterkannte Autistin während meiner Schulzeit erleben und erleiden musste. Ich hoffe, ich kann mit meinem Bericht Lehrer, Eltern und Angehörige sensibilisieren für ein Thema, das leider noch immer viel zu wenig bekannt ist.

Kurz zu meiner Person, ich bin weiblich, 39 Jahre alt und bekam vor einigen Monaten die Diagnose Asperger-Autismus. Das hat mich in gewisser Weise befreit, denn schon seit ich denken kann, hatte ich immer wieder Schwierigkeiten und Probleme, die ich mir einfach nicht erklären konnte und vor einigen Jahren diagnostizierte man mir eine Depression und eine kombinierte Persönlichkeitsstörung, wobei Letzteres irgendwie niemals passte und auch nicht erklären konnte, warum mein Leben so und nicht anders verlaufen ist. Schon vor Jahren vermutete ich, autistische Züge zu haben, verwarf diesen Gedanken aber wieder, damals kannte man nur die Kanner-Autisten und so schwer betroffen wie manche dieser Kinder, war ich ja nun auch nicht und schämte mich dafür, auch nur anzunehmen, dass es gewisse Ähnlichkeiten zu diesen gibt, andererseits erkannte ich mich in einem Bericht über autistische Kinder irgendwie wieder. Ich ergründe die Dinge gerne genau und bis ins Detail gehend und

so machte ich mich auf die Suche, las sehr viel und stieß dabei auf das Asperger-Syndrom, das, je mehr ich darüber las, umso mehr zu mir passte und alles erklärte. Je mehr ich mich mit dem Thema Autismus befasste, darüber las und mich mit Experten und kundigen Laien darüber austauschte, umso überzeugter war ich, selbst Autistin zu sein. Und so strebte ich die Diagnostik in einer Asperger-Sprechstunde an, mit dem eindeutigen Ergebnis und mein Verdacht wurde damit bestätigt. Ich bin Asperger-Autistin.

Das Wichtigste – die Familie

Für mich war die Schulzeit keine schöne Zeit, ich sehe mich noch immer einsam, grübelnd und traurig. Besonders schlimm war es für mich, da ich mit meinem Elternhaus nicht gerade Glück hatte, mein Vater war gestorben als ich zwei Jahre alt war, meine Mutter verstand mich nicht, ja, sie beschimpfte mich für mein Anderssein und auch zu meiner Schwester hatte ich kein gutes Verhältnis, wir waren viel zu unterschiedlich. Ich hatte also keinerlei Rückhalt zu Hause. Hier kann ich die Eltern eines Asperger-Kindes den ersten wichtigen Rat geben: Nehmt Eure Kinder so an, wie sie sind, schimpft nicht über das, was sie nicht können und dass sie anders sind, sondern lobt das, was sie können und sagt ihnen, dass sie etwas ganz besonderes sind. Asperger-Autisten haben nämlich nicht nur Defizite, sondern auch besondere Fähigkeiten und wenn die Eltern diese Begabungen loben, sie fördern und ihrem Kind das Gefühl geben, anerkannt und geliebt zu sein obwohl oder gerade weil sie etwas anders sind, lassen sich die in der Schule durch das Asperger-Syndrom

unweigerlich auftretenden Schwierigkeiten wesentlich leichter (er-)tragen. Da das autistische Kind in der Regel nicht in der Lage ist, sich eine funktionierende soziale Struktur mit anderen Kindern aufzubauen, Freunde zu finden, die es bestärken etc., benötigt besonders ein solches Kind den Rückhalt von zu Hause, von seinen Eltern.

Die Schule

Rein theoretisch ging ich gerne in die Schule, es gab immerhin Teilbereiche, die mich interessierten, insbesondere die Naturwissenschaften und das Lernen neuer Dinge war für mich prinzipiell etwas Schönes, auch wenn mir das damals noch nicht wirklich bewusst war. Meine Schulzeit hätte gut sein können, wenn da nicht die Klassenkameraden, Lehrer und Fächer, in denen ich nicht gut war, gewesen wären und die mir allesamt das Leben schwer machten. Ich verstand es selbst nicht, wieso ich in manchen Fächern mühelos alles verstand und in anderen mich so schrecklich schwer tat und ich verstand nicht, warum mich keiner mochte, obwohl ich mich so anstrengte und warum ich dennoch immer wieder das Bedürfnis hatte, alleine zu sein.

Grundschule

Als ich in der zweiten Klasse war, sollten wir einen Wald zeichnen. Ich hatte beobachtet, dass Gegenstände, die weit weg sind, kleiner aussehen und in der Ebene höher zu stehen scheinen und so malte ich meine Bäume. Die Lehrerin beschimpfte mich vor der

ganzen Klasse, dass meine Bäume zu klein seien, und in der Luft fliegen und lachte. Ich verstand sie nicht, obwohl ich doch meine reine Beobachtung wiedergegeben hatte und das auch richtig war und schwieg. Den Begriff Perspektive kannte ich noch nicht und zu widersprechen traute ich mich auch nicht und so wurde ich als blöd hingestellt. – Liebe Lehrer, wenn Sie ein Kind in Ihrer Klasse haben, das anders malt als die anderen Kinder, lachen Sie es bitte nicht aus und geben ihm Gelegenheit zu erklären, warum es sein Bild so gemalt hat. Vielleicht gibt es ja einen Grund.

Ein anderes Mal sollten wir unser Lieblingsbuch aufmalen. Ich malte also mein Lexikon und wieder kritisierte mich die Lehrerin, dass dies doch kein richtiges Buch sei. Aber ein Buch hat doch Seiten aus Papier, die mit Text bedruckt und gebunden sind. Mein Lexikon ist also ein Buch. Wieso soll mein Lieblingsbuch kein Buch sein? Und wieder schwieg ich, ich hätte mich nicht getraut, zu fragen. Heute weiß ich, dass sie einen Roman meinte, eine in sich geschlossene Geschichte vom Größenformat eines Buches. Mit dem Begriff „Buch“ meinte sie also nicht die Hardware, sondern die Software, wie man sich heute im Computerzeitalter ausdrücken könnte. Damals war mir das aber einfach noch nicht klar. – Liebe Lehrer, bitte drücken Sie sich ganz genau aus, wenn Sie Ihre Aufgaben stellen. Vielleicht ist ein Kind dabei, welches ihre Worte wörtlich nimmt.

Einmal fertigte unsere Klasse ein großes, gemeinsames Bild an, das der Hausmeister im Gang aufhängen sollte. Dazu musste es aber erst durch die Türe des Klassenzimmers hinausgebracht werden und

ich sah gleich, dass es vertikal nicht geht, und sagte daher, dass der Hausmeister und seine Helfer das Bild schräg halten sollten, damit sie es diagonal durch den Türrahmen bekommen, was die Männer nicht sonderlich gut fanden, sie murrten herum über dieses vorlaute Kind. Dabei hatte ich ihnen doch geholfen, das Bild zu transportieren, dachte ich. – Liebe Lehrer, bitte denken Sie darüber nach, dass nicht jedes Kind, das vorlaut zu sein scheint, dies böse meint, vielleicht möchte es einfach nur helfen. Manche von ihnen haben gute Absichten, ohne daran denken zu können, dass die Mitmenschen dies womöglich als vorlaut auffassen könnten.

Später passierte es mal, dass ich während des Unterrichts gähnen musste. Meine Banknachbarin hatte dies nicht ganz mitbekommen und fragte, was ich gesagt hätte und ich antwortete, ich habe nur Sauerstoff aufgenommen, das hatte ich einige Zeit zuvor irgendwo im Zusammenhang mit dem Gähnen gelesen. Die Lehrerin dachte, ich hätte geschwätzt und wollte wissen, was ich gesagt habe und ich wiederholte meinen Satz. Da packte sie mich am Genick, zerrte mich hinaus in den Gang, riss dort das Fenster auf, drückte mir den Kopf zum Fenster hinaus und sagte sehr böse, dass ich nun hoffentlich genug Sauerstoff bekäme. Warum tat sie das? Ich hatte doch nichts Böses getan und nur die Wahrheit gesagt. –

Liebe Lehrer, bitte fassen Sie solche und andere, womöglich gestelzt klingende Aussagen eines Schülers nicht gleich als naseweis auf. Manche Kinder sind einfach nur grundehrlich, können nicht lügen und haben einen etwas eigentümlichen Wortschatz, was zu

kleinen Verwirrungen führen könnte, da die Aussagen primär betrachtet abstrus klingen können.

Gymnasium

In der Grundschule kam ich fachlich ganz gut mit, aber später im Gymnasium waren einige Fächer für mich schlimm. So fiel es mir besonders schwer, in Deutsch die zu lesenden Lektüren zu begreifen, ja ich quälte mich regelrecht durch die Reclam-Hefte, um sie doch nicht zu verstehen und irgendwann gab ich es auf, sie zu lesen und mogelte mich irgendwie so durch, manchmal gab es zufällig im Fernsehen eine Verfilmung oder es erzählte mir jemand bruchstückhaft den Inhalt. Auch inhaltlich hatte ich immer das Gefühl, für die Lektüre noch nicht reif genug zu sein und so tat ich mich bei den Aufsätzen, die darüber zu schreiben waren, entsprechend schwer und meine Noten fielen diesbezüglich aus. Die Lehrer hielten mich daher für unfähig.

Auch das Schreiben von Aufsätzen allgemein war etwas, was ich nie konnte und immer wurde ich von den Lehrern gerügt, ich hätte nicht genug geschrieben, oftmals vor der ganzen Klasse, sodass diese die Meinung der Lehrer annahm und mich auch wie einen Loser behandelte. Also fragte ich eine Klassenkameradin, wie sie es mache, dass sie immer so lange Aufsätze schreibe und gute Noten dafür bekäme und sie antwortete, dass dies doch ganz einfach sei, man müsse nur eine Einleitung und einen Schluss schreiben und dazwischen schwallen. Aber wie schwallt man? Ich habe es nie verstanden.

Auch Gedichtinterpretationen waren für mich ein Rätsel. Woher und wie soll ich aus diesen paar Zeilen Dinge über den Autor interpretieren, die nicht dastehen? Das kann wahr sein, aber genauso gut falsch, auf jeden Fall ist es wilde Spekulation und man kann den Autor nicht mehr fragen, da er schon tot ist. Einmal hatte ich ein Herbstgedicht von Goethe zu bearbeiten, in dem die Rede von einer roten, aufgehenden Frucht war, was ich als reife Äpfel am Baum deutete und wurde dafür von der Lehrerin heftig kritisiert, denn damit war doch die Sonne gemeint, sagte sie. Ich verstand es nicht. Die Sonne ist doch keine Frucht und rot ist sie auch nicht, sie ist ein gelber Stern, bestehend aus Wasserstoff und Helium, und selbst beim Untergehen und Aufgehen ist sie höchstens orange, aber doch nicht rot. –

Liebe Lehrer, bitte denken sie daran, dass manche Menschen Schwierigkeiten haben, zwischen den Zeilen zu lesen und dass solch ein Mensch auch in Ihrer Klasse sitzen könnte und die gestellten Aufgaben einfach nicht kann. Hier braucht es keine Vorwürfe, sondern Geduld.

Ein weiteres Fach, welches mir noch größeres Grausen und auch körperliche und seelische Qualen bescherte, war der Sportunterricht. Ich bekam die verlangten Übungen einfach nicht richtig hin. Beim Geräteturnen hatte ich Angst und beim Bodenturnen wurde mir schwindelig und ich hatte Kopfschmerzen. Ganz schlimm waren die Ballspiele, ich hatte immer Angst, vom Ball getroffen zu werden, was mir wehtat, da ich ihn einfach nicht fangen konnte. Die Mann-

schaften für die Ballspiele wurden durch alternierendes Auswählen zweier zu Mannschaftsleitern ernannten Schülern aus der Klasse bestimmt und ich blieb immer bis zum Schluss auf der Bank sitzen und wurde dann gezwungenermaßen und unter Murren als letzte in die Mannschaft gewählt. Sie mochten mich nicht, einerseits, weil ich im Sport eine Niete war, andererseits, weil ich auch so nicht sonderlich beliebt war. Es war immer sehr frustrierend, auf diese Art auf die Klassenhierarchie und meinen Platz darin ganz unten regelrecht bildlich hingewiesen zu werden und alle anderen konnten es auch sehen. Die Sportlehrer zeigten allesamt kein Verständnis für mich, hielten mich für ungeschickt, unfähig und faul und so behandelten sie mich auch und es fielen immer wieder Kommentare, die sehr verletzend waren. Ich mochte die Sportlehrer nicht. –

Liebe Lehrer, bitte denken Sie daran, dass manche Kinder motorische Schwierigkeiten haben und daher mit den anderen nicht mithalten können. Das merken diese Schüler selbst und bekommen es auch von den Klassenkameraden vermittelt. Bitte vermeiden Sie es, dies ebenfalls zu tun, es demotiviert das Kind umso mehr. Besser ist es, dem Kind eigene, erreichbare Ziele zu stecken. Und lassen Sie die Mannschaften für die Ballspiele bitte anders bilden, als oben beschrieben, zum Beispiel durch Streichhölzchenziehen oder auch, indem die beiden schwächsten Kinder die Mannschaften bilden dürfen.

Beim Schwimmunterricht litt ich ebenfalls sehr, ich konnte als Einzige noch nicht richtig schwimmen und ich hatte Angst im Wasser und so schwamm ich, als ich es etwas gelernt hatte, im Un-

terricht immer am Beckenrand gegen den Strom der anderen, was diese ärgerlich werden ließ. Nach dem Schwimmunterricht musste ich mich mit meinem Lieblingseis im Schwimmbadkiosk trösten, das war mir zum stetigen Ritual geworden. Allerdings muss ich meiner damaligen Schwimmlehrerin sehr zugutehalten, dass sie mich nicht zwang, Dinge zu tun, vor denen ich ganz große Angst hatte. Mit viel Geduld brachte sie mich dazu, vom 1-Meter-Brett zu springen. Für das Springen vom 3-Meter-Brett gab es Noten und ich weiß bis heute nicht, wie sie das bei mir verrechnete, denn sie akzeptierte, dass ich dies aus Angst nicht konnte und sie schwieg. – Liebe Lehrer, bitte nehmen Sie sich die erwähnte Kollegin zum Vorbild, manchmal hilft es am besten, die Gegebenheiten stillschweigend zu akzeptieren und individuelle Ziele zu stecken, um ein Kind voranzubringen. Und auch wenn Sie als Sportlehrer es nicht glauben mögen, aber selbst ohne große sportliche Leistungen kann aus einem Kind später noch etwas werden.

Begabungen

Die Naturwissenschaften waren mein Lichtblick in der Schule, da verstand ich alles und die Lehrer mochten Schüler, die mitmachten und schnell begriffen. Allerdings gab es auch da welche, die mich ihre Abneigung spüren ließen, was ich einfach nicht verstand. Beim mündlichen Abhören gab mir einmal eine Lehrerin eine schlechtere Note, obwohl ich alles wusste und als ich nachfragte, antwortete sie mir, dass die Fragen für mich zu leicht gewesen seien. Wieso wurde ich nicht mit demselben Maßstab bewertet? Sonst machen

die Lehrer das doch auch. Da konnte ich mal etwas gut und das war dann auch nicht recht? Wieder etwas, was ich nicht verstand.

In Erdkunde sagte mir eine Lehrerin vor der ganzen Klasse, ich solle den Mund halten, ich wüsste schon zu viel. Wie kann man zu viel wissen? Ich dachte, etwas zu wissen sei erstrebenswert und das verlangten sie doch auch sonst immer in der Schule. Und warum musste diese Rüge mal wieder vor der ganzen Klasse erfolgen? Das machte mich nur noch mehr zum Außenseiter. Sahen die Lehrer das denn nicht? – Liebe Lehrer, bitte schimpfen Sie nicht, wenn ein Kind etwas schon kann und machen Sie es bitte vor der Klasse nicht lächerlich. Wenn es wirklich stört, dass der Schüler sein Wissen zu sehr im Unterricht einbringt, sprechen Sie unter vier Augen mit ihm und erklären Sie ihm die Situation, dann wird der Schüler verstehen, warum Sie es nicht immer gleich drannehmen, wenn es sich meldet. Und nutzen Sie die Kapazität, geben Sie solchen Kindern kleine Extraaufgaben, binden Sie sie in den Unterricht ein, lassen Sie diese Kinder, falls deren Spezialinteressen thematisch zum Unterricht passen, über ihr Interesse ein Referat halten. Das stärkt sie in ihrem Selbstvertrauen und auch ihr Ansehen in der Klasse, wenn sie mal zeigen dürfen, dass sie nicht nur Defizite haben, sondern auch Stärken.

In der Oberstufe hatten wir in Physik die Keplerschen Gesetze und einige Klassenkameraden hatten sie nicht verstanden und baten mich in der Pause, sie ihnen nochmals zu erklären. Ich hatte immer Freude daran, anderen Menschen etwas zu erklären, konnte ich da doch endlich mal reden und man hörte mir zu. Sonst bin

ich immer so unsicher, weiß nicht, wann ich was wie mit anderen Leuten reden soll, aber im Referieren über meine Themen bin ich sicher, da kenne ich mich aus, kann stundenlang darüber reden und meine Unsicherheit im Umgang mit anderen Menschen hinter meinem Fachwissen verstecken. Und so erläuterte ich meinen damaligen Klassenkameraden die Keplerschen Gesetze in meinen Worten und sie verstanden meine Ausführungen. Der Lehrer bekam dies mit und rief mich im Unterricht zum Abhören auf. Ich erklärte wieder in meinen eigenen Worten, zeigte, dass ich die Keplerschen Gesetze wirklich verstanden hatte, und verstand dagegen aber gar nicht, dass ich dafür eine schlechte Note bekam. Der Lehrer wollte seinen Heftaufschrieb auswendig hergebetet haben, was ich noch nie gut konnte und auch nicht einsah, denn ich konnte mich ja auch in meinen eigenen Worten begreiflich machen, zumal es ja auch immer mehr gefordert wurde, die Dinge zu verstehen und nicht nur stur auswendig zu lernen. – Liebe Lehrer, freuen Sie sich, wenn Ihre Schüler den von Ihnen vermittelten Stoff so gut verstanden haben, dass sie ihn in ihren eigenen Worten wiedergeben und sogar jenen begreiflich machen können, die in diesem Bereich nicht so begabt sind. Letztlich ist das doch das Ziel des Lehramtes.

Verweigerung

Irgendwann begann ich mich bewusst zu verweigern. Phasen, in denen ich abschaltete und praktisch nur noch physisch in der Schule anwesend war, hatte ich schon immer. So erlebte ich immer wieder, dass ich regelrecht erstarrte und mir irgendwann bewusst

wurde, dass die Zeit ohne mich weitergelaufen ist. Die Lehrer und auch Klassenkameraden hielten das für Faulheit und Unwillen meinerseits. Aber ich konnte diesen Zustand ja nicht beeinflussen und das war wohl auch die Ursache dafür, dass ich in jenen Fächern, die mir nicht lagen, noch mehr Schwierigkeiten hatte.

Auch heute erlebe ich dieses Abschalten immer wieder, zum Beispiel in den Chorproben, wenn der Chorleiter etwas erklärt, so höre ich zwar seine Stimme, nicht aber seine Worte und wenn wir dann wieder singen sollen, weiß ich gar nicht, was er wollte. Seltsamerweise gelingt es mir aber dennoch, sehr gut mitzuarbeiten, ich vermute, dass ich die Dinge über die Musik selbst aufnehme, was mir leicht fällt. Damals war mir dieses Ausschalten der Außenwelt aber nicht bewusst, ich spürte nur die Reaktionen, die Ablehnung und so begann ich mich zu verweigern und sagte einer Lehrerin sogar mal direkt vor der ganzen Klasse, dass ihr Fach mich nicht interessiere. Das empfand sie natürlich als frech, aber das war mir nicht bewusst, ich empfand meine Aussage einfach nur als ehrlich. – Liebe Lehrer, werden Sie bei widersetzlichen und renitenten Reaktionen eines Schülers hellhörig, aber auch bei einem Kind, das sich immer mehr zurückzieht, es könnte tatsächlich daran liegen, dass dieses Kind ein ernstes Problem hat und nicht oder nur unangemessen darüber sprechen kann.

Einsamkeit

Die Klassenkameraden waren mir auch immer mehr zuwider und nachdem ich es aufgegeben hatte, Freunde unter ihnen zu finden und ihnen zu gefallen, kleidete ich mich absichtlich so, dass sie es

scheußlich fanden und ging meine eigenen Wege. Zu oft hatte man mich beleidigt, über mich getuschelt und gelacht und ich verstand einfach nicht, warum. In den Pausen hielt ich es nie mit ihnen im Klassenzimmer aus und so lief ich durch die Gänge der Schule und betreute im Biologiesaal die Stabheuschrecken. In den großen Pausen flüchtete ich sehr oft auf eine Blutbuche in der Nähe der Schule, deren Äste quer wuchsen und die daher selbst ein sportlich ungeschickter Mensch, wie ich, besteigen konnte. So saß ich versteckt auf meiner *Fagus sylvatica* f. *purpurea* und hatte meine Ruhe vor den Gehässigkeiten, hässlichen Bemerkungen der Klassenkameraden und deren Lästereien. Ich verstand einfach nicht, warum sie mich so hassten und noch weniger verstand ich die Lehrer. Warum konnten sie nicht intervenieren? Wozu hießen sie denn Pädagogen, wenn sie gar nicht eingriffen, um jenen Kindern zu helfen, die schwächer und alleine waren, sich nicht trauten, um Hilfe zu bitten?

Ich hatte auch einige wenige Lehrer, die zu mir hielten, die mir aber nicht helfen konnten. Meist waren es die Lehrer der Naturwissenschaften, also keine für die Klasse verantwortlichen und ich mochte sie. Aber es war wohl weniger der Mensch, den ich an ihnen mochte, sondern die Tatsache, dass sie mir meine wissenschaftlichen Fragen beantworten konnten und mich einigermaßen ernst nahmen. Freunde hatte ich keine. –

Liebe Lehrer, bitte halten Sie das Gefüge der Klasse im Auge und wenn es einen oder mehrere Außenseiter oder Einzelgänger gibt, so ist besondere Achtsamkeit geboten. Falls tatsächlich Anzei-

chen von Ausgrenzung oder gar Mobbing vorkommen, sollte man das Thema in der Klasse ansprechen, die Schüler motivieren, sich gegenseitig zu tolerieren.

Depression und Sprachlosigkeit

Und so war ich die meiste Zeit in der Schule einsam und auch sehr unglücklich und meine Bücher waren meine einzigen Gefährten. Ich traute mich nicht, mich irgendwem anzuvertrauen, ja ich begriff damals einfach auch noch gar nicht, warum alles so war, warum mich keiner mochte und warum es mir nicht gut ging. Depressionen hatte ich damals schon mit den ganz typischen Symptomen, wie sie bei Kindern vorkommen, was aber keiner wirklich ernst nahm. Ab und zu bekam ich eine halbe Aspirin-Tablette verabreicht, ansonsten war ich alleine mit meinen immer wiederkehrenden Kopfschmerzen, den traurigen Gedanken, allein mit dem Suizidwunsch. Ich hatte damals auch noch gar nicht die Stimme, mich zu äußern, mich jemandem anzuvertrauen. Ich hatte Angst vor den Menschen um mich und das in Verbindung mit den depressiven Zuständen verstärkte die Sprachlosigkeit zusätzlich.

Auch heute erlebe ich immer wieder Situationen, wo ich hilflos dastehe und einfach nicht sagen kann, was los ist. Angesichts des hier von mir verfassten Textes mag das für Sie unverständlich, ja unglaublich wirken, aber es ist tatsächlich so. Es gibt Situationen, wo selbst einem verbal sehr geschickten Autisten ganz schlicht die Sprache fehlt. Er kann einfach nicht aussprechen, was ihn bewegt. –

Liebe Lehrer, wenn in ihrer Klasse ein Kind ist, das sichtlich abgeondert ist, das nur wenig lacht, womöglich über Kopfschmerzen klagt und nur wenig Motivation zeigt, denken Sie bitte daran, dass es nicht einfach nur übellaunig und faul ist, sondern dass sich dahinter womöglich eine Krankheit verbergen könnte. Ist dies der Fall, schauen Sie bitte nicht weg, denn ein solches Kind braucht unbedingt fachliche Hilfe.

Resümee

Man kann das Asperger-Syndrom nicht heilen und es wird im Leben eines davon betroffenen Menschen immer wieder Probleme geben, aber man kann versuchen, die Probleme zu reduzieren und damit die Lebensqualität erheblich zu steigern. Bitte denken Sie immer daran, jeder Mensch ist ein Individuum, der eine mehr, der andere weniger. Mit der entsprechenden Toleranz können auch oder gerade Asperger-Autisten eine große Bereicherung für alle sein, denn sie haben nicht nur Defizite, sondern teilweise auch überdurchschnittliche Begabungen, die es zu fördern gilt.

Ich wünsche jedem autistischen Kind, dass es die bestmögliche Unterstützung bekommt und ich hoffe, ich konnte Ihnen, liebe Leser, mit meinen Ausführungen ein klein wenig dabei helfen.

5 Ausblick auf eine inklusive Gesellschaft

Mit der Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention wird unsere Gesellschaft aktuell zum ersten Mal die Chance erhalten, sich tatsächlich zu einer menschenwürdigen Gesellschaft zu entwickeln, in der niemand von der in ihr gelebten Menschenwürde ausgenommen ist.

Die in der UN-BRK festgeschriebene Anerkennung der Würde und des Wertes, die allen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft innewohnen sowie ihre gleichen und unveräußerlichen Rechte bilden die Grundlage von Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden in der Welt, die als garantierte Werte der individuellen Lebensqualität nicht zu steigern sind.

Mit der konsequenten Umsetzung der UN-BRK werden als Eckpfeiler des Menschseins grundsätzlich die Werte der Solidarität, der Gegenseitigkeit, der Freiheit und des Miteinanders im menschlichen Bewusstsein verankert und im mitmenschlichen Alltag realisiert, was unserer jetzigen Gesellschaft auch einen höheren ethischen Wert verleiht. In einer solchen Gesellschaft hat jeder Mensch eine unveräußerliche Würde, unabhängig von seinen psychischen, physischen und sozialen Möglichkeiten.

In einem Sozialraum, in dem die UN-BRK umgesetzt wird, ist das Recht auf Freiheit und Selbstbestimmung nicht abhängig von der Ausprägung einer Beeinträchtigung. Menschen leben in größter Unterschiedlichkeit und Vielfalt. Gleichheit bedeutet damit Anerken-

nung der Verschiedenheit. So ist es in der Tat normal, verschieden zu sein. In dem solchermaßen gestalteten Sozialraum wird dem einzelnen Menschen mehr und mehr bewusst, dass er ein soziales Wesen ist, das aber auch auf andere angewiesen ist. Körperlich wie seelisch verletzbar, lebt er von früher Kindheit an bis ins hohe Alter in einem Umfeld der Gegenseitigkeit, was einen unverzichtbaren Wert dieses solchermaßen neu gestalteten Sozialraums darstellt. Hier bilden sich Gemeinschaften im gemeinsamen Leben und Erleben als Freude mit und aus Sorge um den anderen. Auf diesem Fundament kann und wird es den beiden Parallelgesellschaften von Menschen ohne Behinderung auf der einen Seite und Menschen mit Behinderung auf der anderen Seite langfristig gelingen, sich aus ihren historisch bedingten Verankerungen zu lösen und sich Schritt für Schritt aufeinander zuzubewegen – ein Prozess beginnender Inklusion. Hierzu im Rahmen einer möglichen Bewusstseinsbildung einen aufklärenden Beitrag zu leisten, war das Anliegen dieses Bandes.

**Prof. Dr.
Kurt Jacobs**



Kurt Jacobs wurde am 3. Juli 1937 mit einer hochgradigen Sehbehinderung (Sehvermögen knapp ein Zehntel) aufgrund einer angeborenen Aniridie und eines beidseitigen Grünen Stars geboren. Trotzdem durchlief er aufgrund der Hilfsbereitschaft von Lehrer- und Schülerseite das Regelschulwesen von 1945 bis 1959, das Jahr seines Abiturs, erfolgreich.

Das dann folgende Studium der Berufspädagogik und der Wirtschaftswissenschaften an der Universität Köln beendete er 1966 mit den akademischen Graden eines Diplom-Handelslehrers und eines Diplom-Kaufmanns. Danach folgten vier Jahre unterrichtliche Tätigkeit (einschließlich des Referendariats) an zwei berufsbildenden Schulen in Marburg und in Kirchhain (Bezirk Kassel). In diesem Zusammenhang ist es bemerkenswert, dass Kurt Jacobs trotz seiner plötzlichen und vollständigen Erblindung im Oktober 1968 die Unterrichtstätigkeit als Berufsschullehrer bis 1970 fortsetzte.

Durch seine während der zweijährigen Referendarzeit erstellte Inauguraldissertation zur beruflichen Rehabilitation Blinder wurde man im Bereich der Blinden- und Sehbehindertpädagogik auf ihn aufmerksam, sodass Kurt Jacobs im August 1970 eine ihm angebotene Stelle als Akademischer Rat an der Pädagogischen Hochschule Ruhr in Dortmund (später Universität Dortmund) annahm, um dort den Bereich der beruflichen Rehabilitation in Lehre und Forschung zu vertreten.

Nach weiteren fünf Jahren erhielt Kurt Jacobs dann den Ruf an die Universität Frankfurt, um dort am Institut für Sonder- und Heilpädagogik im Fachbereich Erziehungswissenschaften die Professur für den Lehr- und Forschungsbereich der beruflichen Rehabilitation und Integration zu besetzen. Im Rahmen seiner Hochschullehrertätigkeit von 1975 bis zu seiner Pensionierung im Jahr 2002 an der Frankfurter Universität entwickelte und leitete

Kurt Jacobs eine Vielzahl von innovatorischen wissenschaftlichen Projekten, wobei er stets Wert darauf legte, dass diese Projekte in ihrer wissenschaftlichen Relevanz und den gewonnenen Forschungsergebnissen auch eine bedeutende Praxisrelevanz für die umfassende Förderung und Integration von Menschen mit Behinderung in die Gesellschaft widerspiegeln.

Für seine Verdienste um die heilpädagogische Förderung behinderter Kinder, Jugendlicher und Erwachsener aus dem schulischen und außerschulischen Bereich sowie für seinen unermüdlichen Einsatz zur Verbesserung der Lebensqualität von Menschen mit Behinderungen im Sinne eines qualitativen Mehr an gesellschaftlicher Teilhabe erhielt Kurt Jacobs am 8. Oktober 1997 aus der Hand des damaligen Bundespräsidenten Hermann Herzog das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse.

Schließlich wurde er im Oktober 2002 pensioniert und verabschiedete sich mit einem zweitägigen Fachkongress.

Seit dem Jahr 2004 ist Kurt Jacobs Vorsitzender des Kommunalen Beirats für die Belange von Menschen mit Behinderung in seiner Heimatgemeinde Hofheim am Taunus sowie gleichzeitig Kommunalbeauftragter für die Belange von Menschen mit Behinderung dieser Kreisstadt. So wurde er auch inzwischen von der Hessischen Landesregierung in den Landesbehindertenbeirat berufen.

Im Rahmen all dieser Aktivitäten hat Kurt Jacobs sich in den letzten drei Jahren insbesondere auch um die effektive Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention auf der Ebene seiner Kommune Hofheim sowie auch des Main-Taunus-Kreises bemüht.

So hat er z. B. für die Kreisstadt Hofheim, aber auch für den Main-Taunus-Kreis, jeweils einen Aktionsplan zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention erarbeitet, deren Maßnahmenkataloge inzwischen Gegenstand politischer Entscheidungen und Aktivitäten in den jeweiligen politischen Gremien der Kommune und des Kreises darstellen.



Andrea Bröker

Ich wurde am 10. August 1971 in Rastatt geboren und wuchs in Rastatt und Karlsruhe auf. Nach der Grundschule, in der mich die Naturwissenschaften bereits sehr interessierten, besuchte ich das allgemeinbildende Gymnasium in Karlsruhe und wechselte später auf das Ernährungswissenschaftliche Gymnasium.

Während der Schulzeit nahm ich einige Male bei „Jugend forscht“ und an den Chemieolympiaden teil. Nach dem Abitur 1991 begann ich mit dem Studium der Lebensmittelchemie an der Universität zu Karlsruhe, welches ich mit dem Staatsexamen 1998 erfolgreich abschloss.

Nun begann eine lange Zeit des Suchens, denn als Chemikerin konnte ich auf dem Arbeitsmarkt einfach nicht Fuß fassen. Immer wieder hatte ich Schwierigkeiten, die sich bereits in der Schulzeit zeigten und sich nun umso stärker manifestierten. Es folgten diverse Aushilfsjobs, immer wieder unterbrochen von Arbeitslosigkeit, eine Ausbildung zur Webdesignerin und schließlich arbeitete ich in einer pharmazeutischen Firma im Büro der Qualitätskontrolle. Leider war es mir auch hier nicht möglich, meinen Platz zu finden und zum wiederholten Male erlebte ich Mobbing und den Verlust des Arbeitsplatzes. Nach einem längeren Klinikaufenthalt 2007 begann ich in

einem Rehazentrum eine Ausbildung zur Bürokauffrau mit IHK-Abschluss.

In dieser Zeit bekam ich meine Autismus-Diagnose (13. Januar 2010) und damit veränderte sich für mich viel. Endlich war ich von der Schuld befreit, versagt zu haben, denn Autismus ist angeboren und niemandes Schuld und endlich konnte ich erklären, warum mein Leben so verlaufen ist, warum ich so viele Dinge nicht oder nicht gut kann. Mein Anderssein hatte einen Namen bekommen. Seit der Diagnosestellung kann ich nun den Menschen, die mit mir zu tun haben, ganz einfach erklären, was bei mir anders ist, sodass mein Umfeld nun viel positiver mit mir umgeht. Schwierigkeiten und Missverständnisse im Umgang miteinander gibt es dennoch immer wieder, aber indem ich die Menschen ermuntere, mich einfach darauf anzusprechen, macht es für alle etwas einfacher. Mit der Autismus-Diagnose öffneten sich mir nun Türen, die vorher verschlossen blieben und so fand ich nach einiger Zeit eine Arbeitsstelle. Seit 2010 arbeite ich nun als Sekretärin der Beratungsstelle von Autismus Karlsruhe e.V. und befasse mich auch in meiner Freizeit mit dem Thema Autismus.

Mein großes Hobby ist die Musik. Ich singe in zwei Chören, mit denen ich schon viele große Chorwerke gesungen habe. Am liebsten mag ich die Musik von Bach. Außerdem lese ich gerne Fachbücher, befasse mich mit Modellbau und Photographie, schreibe immer mal wieder kleine Texte und bastele an meiner Homepage: www.polygonos.net

Wer mag, kann mich gerne kontaktieren:
andrea_broeker@web.de



Irene Alberti, M. A.

Mit einer Querschnittslähmung wurde Irene Alberti am 5. Mai 1984 in Turin/Italien geboren. Sie wuchs im Kreise ihrer Familie im hessischen Main-Taunus-Kreis auf und besuchte als Vorschulkind einen integrativen Kindergarten. Aufgrund der damaligen gesetzlichen Vorlagen wurde sie 1990 in eine damals sogenannte „Sonderschule“ (heutige „Förderschule“) zwangseingeschult. Durch die Tatsache, dass die Eltern beruflich als Lehrer tätig waren, ist es möglich gewesen Irene Alberti, nach ungefähr einem Jahr und mehreren Eignungstests, in eine Regelschule einzuschreiben. Ab diesem Zeitpunkt absolvierte sie erfolgreich ihre Schullaufbahn, bis zum Abitur einschließlich, nach dem heutigem Verständnis von Inklusion. Auf diese Weise beendete sie in Frankfurt am Main auch ihr Studium in Germanistik, Romanistik und Historische Ethnologie mit einem Magisterabschluss. Heute beschäftigt sich die junge Rollstuhlfahrerin intensiv, sowohl beruflich, als auch ehrenamtlich, mit dem aktuellen gesellschaftlichen Schwerpunktthema Inklusion.

Michael Herbst (Jg. 1966)

Michael Herbst studierte nach dem Abitur an der Deutschen Blindenstudienanstalt in Marburg Volkswirtschaft und ließ sich zum EDV-Fachberater ausbilden. Nach Stationen im Taxigewerbe, als Computersupporter und mehreren Funktionen im Carsharing wechselte er 2002 zum Deutschen Verein der Blinden und Sehbehinderten in Studium und Beruf (DVBS). Dort verantwortete er zunächst die Verbandskommunikation und das Beschaffungsmarketing.

An der Frankfurter Fundraisingakademie ließ er sich berufsbegleitend zum Fundraiser ausbilden. 2004 rückte er in die Geschäftsleitung der bundesweit aktiven Selbsthilfeorganisation auf. Er berät Blinde und Sehbehinderte insbesondere zu Bildungs- und Berufsperspektiven.

Herbst ist verheiratet und Vater dreier Kinder. Er lebt mit seiner Familie in Marburg. In seiner Freizeit treibt er gerne Sport, macht Musik oder liest. Erblindet ist Michael Herbst auf Grund einer fortschreitenden Netzhauterkrankung.

Der Herausgeber empfiehlt aus der Schriftenreihe

inmitten

Band 1

Die Entwicklung
des Rehabilitationszentrums Berlin-Ost
in Theorie und Praxis

Band 2

Rehabilitation und Pflege
im Spannungsfeld
von Entwicklung und Tod

Band 3

Motorische Förderung
in Werkstätten
für behinderte Menschen

zu beziehen über :

Stiftung Rehabilitationszentrum Berlin-Ost
Allee der Kosmonauten 23 B, 10315 Berlin